

Frank Helzel

SEIDE – KOLONIALISMUS UND KULTUR

Bad Wildungen, August 2016

Inhaltsverzeichnis

1 Seide für Herrschaften, aber auch für Erotik und Sklavinnen.....	5
2 Ein Blick ins Jahr 1399 auf den Spuren des <i>hinkenden Timur</i>	10
2.1 Abriss der Romanhandlung in „Der hinkende Timur“.....	12
2.2 Szenenauswahl.....	14
2.3 Borodin als personaler Erzähler.....	21
3 Seide und ihre Eigenschaften.....	24
4 Seide unter kolonialistischen Vorzeichen.....	30
5 Seide und die Reichen und Schönen in zwei Romanen der Gegenwart.....	36
5.1 Alessandro Barrico, „Seide“ (1996).....	36
5.1.1 Inhalt.....	36
5.1.2 Seidenbau – Arbeitsbeschaffung, Reichtum, Müsiggang und Luxus.....	39
5.2 Rainer Wochele, „Sand und Seide“ (2012).....	41
5.2.1 Inhalt.....	41
5.2.2 Seide – ein metaphorischer Leitfaden.....	43
Anhang: Honoré de Balzac, Auszug aus „Das Chagrinleder“ (1831): „Die Frau ohne Herz“.....	47

1 SEIDE FÜR HERRSCHAFTEN, ABER AUCH FÜR EROTIK UND SKLAVINNEN

Bertrice Small ist eine vor kurzem verstorbene erfolgreiche us-amerikanische Autorin von Trivialliteratur. 2000 erschien als Heyne-Taschenbuch „Geliebte Sklavin“. Bei Amazon äußern sich zwei Leser/innen folgendermaßen zu ihrer Lektüre:

„Lady India¹, Nachfahrin der Skye O'Malley, ist mit ihrem geliebten Adrian auf der Flucht, als ihr Schiff von osmanischen Piraten gekapert wird. Wegen ihrer Schönheit wird sie in den Harem des Dey aufgenommen, verweigert sich ihm aber stolz. Zur Strafe macht er sie zu seiner persönlichen Sklavin. Doch bald kann India sich seiner Anziehungskraft nicht länger entziehen, und die beiden erleben einige Monate leidenschaftlicher Liebe. All die Zeit ahnt India nicht, dass der Dey der verstoßene Halbbruder Adrians ist. Und dann wird sie gegen ihren Willen aus der Gefangenschaft befreit...“

„Neuer Erotikkitsch von der Spezialistin. Allerdings mit tugendhaftem ‚Plot‘: Die Sklavin des Scheichs verliebt sich in ihn, wird gegen ihren Willen befreit und nach Hause in England gebracht. Dort lernt sie resigniert einen anderen Mann kennen, heiratet ihn und findet dann heraus, dass es derselbe ist: Nur äußerlich verändert! Darauf muss man erst mal kommen.“

Der Roman spielt auf verschiedenen Schauplätzen in der Adelsgesellschaft zwischen England und Frankreich und mit dem Hauptteil in einem türkischen Harem. Der Autorin nach soll es sich um die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts handeln.² Am Romanbeginn geht es um die Hochzeit einer französischen Prinzessin mit dem englischen König:

*„India Lindley gehörte zu jenen, die die Trauung mitverfolgen durften. Vor Kälte zitternd zog sie ihren Umhang enger um sich. Sie hätte den mit Kaninchenfell gefütterten Umhang nehmen sollen, dachte sie bei sich, doch der war nicht annähernd so modisch wie das Kleidungsstück, das sie trug. Sie betrachtete die französischen Höflinge in ihren prachtvollen Gewändern. Nie zuvor hatte sie so etwas gesehen. Neben diesen nach der neuesten Mode gekleideten Menschen fühlte sie sich selbst wie ein armes Mädchen vom Lande. Ihre Mutter verfügte wenigstens über prächtigen Schmuck, der ihre altmodische Kleidung größtenteils aufwog, aber sie und Fortune schnitten wohl eher dürftig ab – selbst im Vergleich mit der elfjährigen Catherine-Marie St. Laurent, die noch nicht einmal den Hauch eines Busens besaß, dafür aber ein reizendes Kleid aus weinroter **Seide** und Goldbrokat trug.*

„Da kommt die Braut“, machte Fortune sie aufmerksam. Fortune schien jeden Augenblick dieses riesigen, farbenfrohen Spektakels zu genießen. Es schien ihr nicht das Geringste auszumachen, dass ihre Mutter und ihre Schwester wie zwei biedere Bürgerstöchter aussahen.

*India richtete ihre Aufmerksamkeit auf Henrietta-Marie, die von ihren beiden Brüdern begleitet wurde – König Ludwig XIII., der mit einem prächtig gold- und silberglänzenden Gewand bekleidet war, sowie Prinz Gaston, der in seinem himmelblauen **Seidengewand** ebenfalls äußerst elegant wirkte. Die kleingewachsene sechzehnjährige Braut trug ein atemberaubendes Kleid aus cremefarbener **Seide**, das von oben bis unten mit dem französischen Lilienwappen bestickt war und an dem außerdem Dutzende von Perlen und Diamanten prangten, so dass das Kleid bei jedem Schritt glitzerte und funkelte. Das dunkle Haar schmückte eine zarte goldene Krone, an deren mittlerer Zacke eine riesige Perle hing, welche die Zuschauer mit Staunen betrachteten.*

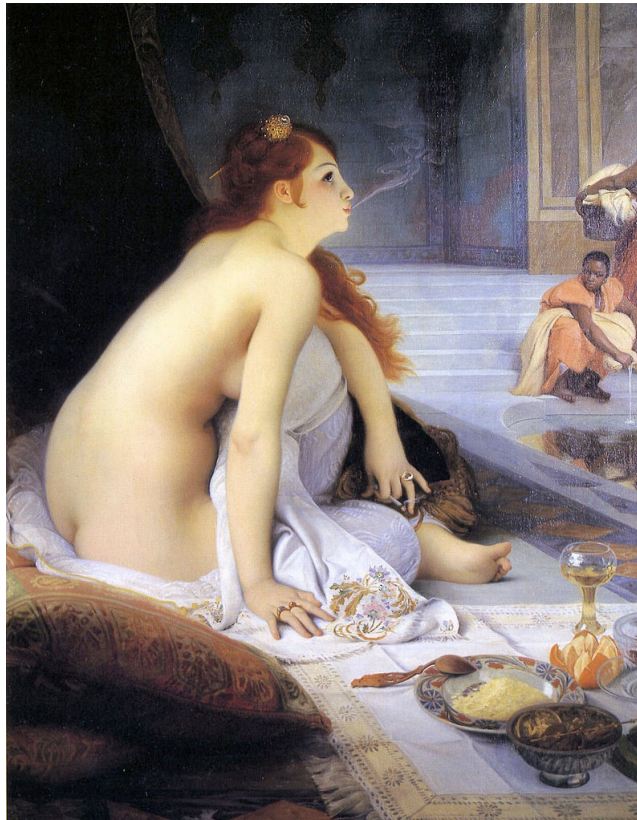
1 Ein orientalisierender Mädchenname: *From the name of the country, which is itself derived from the name of the Indus River. The river's name is ultimately from Sanskrit सिन्धु (Sindhu) meaning "body of trembling water, river".*

2 Das entspricht dem Zeitraum der Etablierung der **Barbareskenstaaten** zwischen 16. und frühem 19. Jahrhundert: namentlich das Sultanat Marokko und die **Regentschaften** Algier, Tunis und Tripolis. Haupteinnahmequelle der Barbareskenstaaten war die Kaperei und damit einhergehend Menschenraub, Sklavenhandel und Lösegelderpressung, weshalb diese Staaten auch als Piraten- oder Seeräuberstaaten bezeichnet wurden.

„Da habe ich bessere Stücke daheim“, murmelte die Herzogin von Glenkirk, und ihre Schwiegermutter musste sich das Lachen verbeißen.“

India Lindley, jugendliche, jungfräuliche Hauptfigur, flieht nach einer Auseinandersetzung mit ihrer Familie mit ihrem Geliebten aus England und begibt sich mit ihm auf ein Schiff, das im Mittelmeer von arabischen Piraten gekapert wird. Sie gerät in den Besitz eines [Dey](#) und wird, nachdem sie ihn bei seiner Visitation ihres entblößten Leibes ihrer Jungfräulichkeit versichert hat, zu seiner Lieblingsklavin im Harem. Seide gehört dort noch eher als im adeligen Europa zur Kleidung und zum Dekor:

*„India öffnete die Augen. Sie war von blassgoldenen Vorhängen umgeben. Langsam drehte sie den Kopf. Sie lag nackt auf scharlachroten Laken aus **Seide**. Neben ihr stand ein niedriger Tisch, dessen Oberfläche aus einem blau- und weißfarbenen Mosaik bestand. Auf dem Tisch stand ein kostbarer Becher, der mit einer blassen, pfirsichfarbenen Flüssigkeit gefüllt war. India war unerhört durstig, doch sie konnte sich kaum bewegen. Sie stöhnte leise auf, und im nächsten Augenblick erschien ein schwarzes Gesicht vor ihr. Sie stieß einen erschrockenen Laut aus und versuchte ihre Blöße zu bedecken.“*



[Jean Lecomte du Nouÿ](#), Die weiße Sklavin, 1888

Seide, Goldbrokat, Gold, Silber, Diamanten, Perlen – es geht so auffällig um Erlesenes und seine Aufzählung, dass es sich fragt, was es denn zur Handlung beitragen soll. Dazu zunächst steifes europäisches Ambiente der Ständegesellschaft, in der sich alle eifersüchtig beobachten, dann gewalttätiger Bruch der öffentlichen Schranken und zunächst voyeuristisches Offenlegen des ver-sklavten nackten Frauenkörpers, aber wiederum auf Herrschaftsebene, und dann Eindringen in den Harem, immer wieder in Seide mehr enthüllt als bedeckt.

Bertrice Small scheint es zu trivialer Meisterschaft im Herrichten und Ausbreiten der immergleichen Accessoires gebracht zu haben, damit sie Hans und Grete oder Bill und Jane endlich das tun lassen kann, worauf ihre Leser/innen erpicht sind, nämlich eins zu werden.

Bertrice Small kehrt von den USA auf den „alten“ Kontinent zurück, um eine *alte* Geschichte zu inszenieren, wie nämlich Mann und Frau und Frau und Mann Halt aneinander finden können. Dazu als historischen Hintergrund die adelsorientierte Ständegesellschaft mit an ihren Rändern eingelassenen Fluchtmöglichkeiten, auch wenn sie für die fliehende Frau im Harem enden. Den umgekehrten Weg wählte mit der gleichen Absicht eine englische Autorin, [E. L. James](#), die ihre inzwischen auf 4 Bände angewachsenen Erfolgsromane „*Shades of Grey*“ an der Pazifikküste in [Seattle](#) ansiedelt: junge Studentin trifft auf etwas älteren Milliardär, und beide richten es sich in [BDSM-Praktiken](#) ein, so dass auch hier der Titel „Geliebte Sklavin“ eine angemessene Überschrift gewesen wäre und für zeitgenössische Luxusaccessoires der goldene Boden zur Verfügung steht. Es versteht sich also von selbst, dass Satin, Seide und anderes Erlesenes zu ihrem Recht kommen. Die vermarktungstüchtige Autorin lässt inzwischen neben etlichen SM-Accessoires – etwa *Silky Caress*, ein *Silk Lubricant* – auch Weine in Anlehnung an ihre Romanmarke als *Red Satin* und *White Silk* anbieten: *„I've always had a penchant for good wine, so combining two of my passions to blend Red Satin and White Silk was a natural extension of the series. I hope my readers curl up with a glass as they enjoy the romance between Anastasia and Christian“* (E. L. James).

Die israelische Soziologin [Eva Illouz](#) ist nicht überrascht vom Erfolg solcher Romane. Ihre Romananalyse hat sie im Suhrkamp-Band „Die neue Liebesordnung“ (2013) vorgelegt. Ihren Ausgangspunkt schildert Ingeborg Harms in der „Zeit“ (26/2013) „Gefangen im Rollenspiel. Neue Chancen für die Liebe von heute? Die Soziologin Eva Illouz sucht sie im Megabestseller ‚Shades of Grey‘: *„Während die vormoderne Abhängigkeit der Frau vom Mann ein ‚Beschützerverhältnis‘ konstituiert habe und so wechselseitig ‚einen starken emotionalen ›Klebstoff‹ erzeugte‘, seien sexuelle Kontakte heute, selbst ‚wenn sie nicht ausdrücklich als flüchtig und hedonistisch definiert werden‘, ‚voller Ungewissheit, wobei sich Frauen oft auf den (untergeordneten) Status derjenigen reduziert sehen, die versuchen müssen, die Absichten der Männer zu entschlüsseln und letztere mittels raffinierter emotionaler Strategien auf den Pfad der Intimität zu locken‘.*“³

Eva Illouz in einem Interview zu ihrer Analyse von „Shades of Grey“: *„Die feministische Literaturkritik betont bezüglich der romantischen Schauerromane – etwa bei Jane Eyre –, dass einer der Gründe, warum Männer dort grausam erscheinen, darin besteht, dass sie zwar als grausam dargestellt werden, sich aber am Ende herausstellt, dass sie ernsthaft in die Frauen verliebt sind. Diese Figuren ringen mit sich, sind ambivalent. Und so sagt der romantische Schauerroman der Frau auf einer symbolischen Ebene: Männer sind grausam zu dir, aber das liegt nicht am Patriarchat oder daran, dass sie euch dominieren. Es liegt nur daran, dass sie euch – ganz tief drinnen – lieben, aber das zeigen sie euch erst später. Ich will damit sagen: Das Kerninteresse hinter vielen kulturwissenschaftlichen Studien ist die Frage, warum Menschen die Lektüre populärwissenschaftlicher Werke genießen. Und bei ‚Shades of Grey‘ finden wir die gleiche Narration von einem zunächst kalten und dann sehr liebevollen Mann.“*

Diesem Männerrollenkonzept folgt auch Bertrice Small, wenn der Besitzer des Harems und Entjungferer von Lady India sich in ihren späteren englischen Ehemann verwandelt, mit dem sie sich schon auf die Flucht begeben hatte...

Eva Illouz kommt auf Seide und die anderen Ausstaffierungsmaterialien zur Kennzeichnung einer Aura von abgehobenem Status nicht eigentlich zu sprechen. Das ist auch nicht ihr Thema, obwohl der abgehobene Status von Anastasia und Christian ja ein Millionenpublikum zur Identifikation einlädt. In ihrer Herangehensweise müssen Ausstaffierungsideen das bleiben, wozu sie ihre Autorinnen bestimmt haben, nämlich Vernachlässigenswertes angesichts der Kriterien zu sein, die die Geschlechterverhältnisse mit ihren jeweiligen Zuschreibungen und Rollenerwartungen in moder-

³ <http://www.zeit.de/2013/26/sachbuch-eva-illouz-neue-liebesordnung/komplettansicht>. Dazu auch <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=hi&dig=2013%2F07%2F13%2Fa0051>.

nen, vom Kapitalismus geprägten Gesellschaften in ständige Krise bringen, so dass die Reproduktion dieser Gesellschaften zunehmend gefährdet erscheint. An den Grenzen dieser Gesellschaften haben sich die weltweiten Migrationsbewegungen positioniert und warten auf günstige Gelegenheiten und Lücken.

Einstweilen ist das nimmermüde Modebedürfnis auf neue Akzente aus, für die Seide augenblicklich keine besondere Rolle spielt. [Tillmann Prüfer](#) hat seinen Finger auf dem Puls aktueller Tendenzen liegen und sieht „*glänzende Aussichten*“ für den Lack in der Mode, gerade weil er sich aus einem eindeutig erotisch besetzten Umfeld löst:

„Wenn man in der Vergangenheit Lack in der Mode sah, war schnell klar, worum es ging. Um Sadomasochismus, Fetische und schlüpfrige Fantasien. So etwa auch, als der Modedesigner Jeremy Scott in seiner Show 2011 Lack und Leder so inszenierte, dass man glauben konnte, seine Models in schwarzen Lacklips und engen, glänzenden Röckchen seien unterwegs in den nächsten Swingerclub. Marc Jacobs baute, als er noch für das Haus Louis Vuitton tätig war, einmal ein ganzes Hotel für seine Modenschau nach – samt Aufzügen, aus denen die Models in Fetischmode traten. Denn klar: Hinter den Türen eines Pariser Hotels geht höchstwahrscheinlich Unsittliches ab.

In Lack-Outfits wurden Frauen als Sexobjekte inszeniert – und gleichzeitig als scheinbar starke Frauen, da sie ja in der Domina-Position den Mann beherrschen. Heute funktioniert das Spiel mit der Fetischmode nicht mehr. Denn der Fetisch ist nicht mehr das Versprechen einer lüsternen Welt, die dem Spießbürger verschlossen ist. Sadomaso ist Teil der Welt der Spießbürger geworden. Durch die Pornografie im Internet und spätestens durch Bestseller wie ‚50 Shades of Grey‘ sind Darstellungen aus dem Sadomaso-Milieu so alltäglich, dass man damit in der Mode beim besten Willen keine verbotenen Fantasien mehr wecken kann. Dadurch ist der Lack-Look aber keineswegs aus der Mode verschwunden, im Gegenteil: Lack ist in vielen Variationen zu sehen – ganz ohne erotischen Bezug.

Das Internet hat den Lack also gewissermaßen befreit. Er ist nun als Material in der Mode nutzbar, ohne dass er sofort eindeutig interpretiert wird. Lacoste zeigt ein orange leuchtendes Lackkleid, Burberry, Nina Ricci, Proenza Schouler und Valentino bringen klassische Trenchcoat-Schnitte in Lack auf die Laufstege, Louis Vuitton und Emporio Armani bedecken Blazer mit einer Lack-schicht.“⁴

Seide mit ihrem Eigenglanz zählt aber aufgrund ihrer Produktionsbedingungen nach wie vor zu den erleseneren Textilien, wenngleich sie im Polyamid als [Kunstfaser](#) einen täuschenden Doppelgänger gefunden hat. Dieses Schicksal teilt sie inzwischen mit allen Naturtextilien, vor allem auch mit der Baumwolle. Von Kunstfaser- oder Chemiefaserhemden für Männer heißt es aber, dass sie mehr Eigenschweißgeruch durchlassen und diesen Geruch außerdem noch verändern. Ähnliches gilt für Damenblusen.

So kann Seide nach wie vor ihren Platz in der Literatur behaupten. Bertrice Small führt sie sowohl als Stoff vor, in den sich die besseren Leute zur Vorführung ihres Standes kleiden, wie er auch aus der Haremsszenerie nicht hinwegzudenken ist, dort aber als Attribut die erotische Atmosphäre auflädt.

Auch ein Schriftsteller wie Lars Gustafsson setzt Seide als Bekleidungsstoff für Frauengestalten ein, wobei neben der besonderen gesellschaftlichen Stellung der Frau auch Erotisches die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln soll. In seinem letzten Roman ist dunkelblaue Seide der Stoff, den die wichtigste Geliebte von Dr. med. Kurth Wasser alias Kent Andersson trägt. Seiden ist sowohl die Bluse wie auch der BH „*von edler Art*“. Als Kent Andersson noch Kent Andersson und Schüler war, bewundert er an seiner Lehrerin einen langen schwarzen Seidenschal wie auch an Feiertagen ihre

⁴ Tillmann Prüfer, *Glänzende Aussichten*, in: „Zeitmagazin“ 33/2016, S. 39.

„sorgfältig gebügelte schwarze Seidenbluse“ und fantasiert dann über ihren Büstenhalter und darüber, ob sie überhaupt einen trage.⁵

Auch William Faulkner oder Chester Himes und andere moderne Autoren nuancieren ihr Personal, indem sie mit dem Tragen von Baumwolle oder Seide mit der Doppelbedeutung von Statuszugehörigkeit und Erotischem spielen.⁶

Einstweilen kann festgestellt werden, dass bei allen Produkten, die mit Kolonialismus in Zusammenhang stehen und europäische Märkte und Händler bereicherten, der Seide eine besondere Rolle zufällt. Sie scheint auf Bedürfnisse zugeschnitten zu sein, die nicht auf irgendeine in der Seide und ihren Produktionsbedingungen selbst liegende Störung des *Stoffwechsels zwischen Natur und Gesellschaft* (Karl Marx) zugunsten des Gesellschaftlichen und des Reichtums weniger hinauslaufen müssen und so die im Kolonialismus liegenden Bedingungen der Störung oder schlimmstenfalls Zerstörung von Gesellschaft und Natur in Grenzen halten.

So viel sei inzwischen behauptet: ihr symbolischer Wert ist höher als der, der für kapitalistisches Wirtschaften ausschlaggebend ist.

⁵ Lars Gustafsson, *Doktor Wassers Rezept*, Hanser, München 2016, S. 15 f., 57.

⁶ Siehe dazu [„Baumwolle und Kolonialismus. Eine Textilfaser in der Literatur“](#).

2 EIN BLICK INS JAHR 1399 AUF DEN SPUREN DES *HINKENDEN TIMUR*

[Sergei Petrowitsch Borodin](#)⁷ (1902-1974) veröffentlichte 1955 seinen historischen Roman „Chromoj Timur“ (Chromý Timur) (Хромой Тимур) als ersten Band einer Trilogie. Er erschien 1958 in deutscher Übersetzung im Greifenwaldverlag in Rudolfstadt – damals DDR – unter dem Titel „Der hinkende Timur“.

Der Roman wird hier vorgestellt, weil seine Handlung überwiegend in Samarkand (siehe [Samarqand](#)) spielt. Die Stadt liegt an der alten Handelsstraße, die das Mittelmeer über Land mit Ostasien verbindet und wegen des für den Westen so wichtigen Handelsgutes Seide seit dem 19. Jahrhundert [Seidenstraße](#) genannt wird. Seide kommt in diesem Roman nicht nur als Handelsgut neben anderen wichtigen Waren vor, sondern ist auch der Stoff, in den sich die Mitglieder der herrschenden Schichten in hierarchischen Abstufungen kleiden.



Mit dem Namen Samarkand ist bis in die Gegenwart der Name [Timur](#) (1336-1405) verknüpft. Seit dem 16. Jahrhundert wurde er zu einer europaweit bekannten Gestalt in Drama und Oper. In Goethes „West-östlichem Diwan“ gibt es das Buch „Timur Nameh – Buch des Timur“ mit zwei Gedichten, eines davon „An Suleika“⁸. Auch im 21. Jahrhunderts wird noch an ihn erinnert. Im „Deutschlandfunk“ wurde am 18.02.2005 seines 600. Todestages gedacht:

„Mir ist heut so nach Tamerlan, nach Tamerlan zu Mut, ein kleines bißchen Tamerlan, ja Tamerlan wär gut. Es wäre ja, geniert mich das, geniert mich das, gelacht. Ich glaube, es passiert noch was, passiert noch was, heut Nacht.“

So ganz ernst hat das Kurt Tucholsky natürlich nicht gemeint mit seinem Tamerlan, für den immerhin einer der grausamsten Eroberer aller Zeiten Pate stand. Als ‚Timur Lenk‘ kennt man ihn auch oder: ‚Timur den Lahmen‘ oder den ‚Eisernen Krüppel‘ – eine Anspielung darauf, dass sein rechter Arm gelähmt war und er von klein auf hinkte. Im legendären [Samarqand](#) hat er residiert; sein Mausoleum ist noch heute eines der bedeutendsten Baudenkmäler der Stadt. Von Staatspräsident [Islom Karimov](#) wurde er nach dem Zerfall der Sowjetunion zum Symbol des modernen Usbekistan deklariert – in Anerkennung seiner angeblichen Grundsätze: Strenge, Stärke, Weisheit, Gerech-

⁷ Der Autor, einmal für einen Roman über die wichtige russische Gründungsfigur Dmitri Donskoi, einen Zeitgenossen Timurs, mit dem Stalinpreis ausgezeichnet, hat in der deutschen, aserbajdschanischen, kasachischen, russischen, tschechischen und ukrainischen Wikipedia einen Eintrag. Wer die Seidenstraße bereist, wird in Taschkent ein in Erinnerung an den Autor eingerichtetes Museum besuchen können.

⁸ Siehe <http://gutenberg.spiegel.de/buch/west-ostlicher-divan-3656/8>.

tigkeit. Timur Lenk, Sohn eines türkisierten, in die Region des heutigen Usbekistan eingewanderten Mongolenstamms, schuf eines der größten und kurzlebigsten Reiche, die je in Mittelasien existierten. Dass der selbsternannte Nachfolger von Dschingis Khan dieses riesige Reich durch absolute Skrupellosigkeit eroberte, nachdem er diverse Rivalen ausgeschaltet hatte, kümmert viele Usbeken nicht. Der Schriftsteller Hans Werner Richter besuchte in den 60er Jahren Samarkand, wo ihn Nimnoschka, seine einheimische Begleiterin, deutlich spüren ließ, wie fest der eiserne Timur in usbekischen Herzen verwurzelt ist. Richter: ‚Und wann immer ich bei ihren Erklärungen etwas über seine Grausamkeit äußere – er ließ bekanntlich in Delhi hunderttausend Gefangenen den Kopf abschlagen, nur weil er mit ihnen nichts anzufangen wusste –, wird sie leicht unwillig und holpert mit einer neuen Legende über diese Nebensächlichkeiten der Geschichte hinweg.‘ Timur fühlte sich wie ein Gott. Ende des 14. Jahrhunderts kontrollierte er schon ein Gebiet, das sich von Teilen des heutigen Irak über den Iran bis nach Armenien und Georgien erstreckte. Er besiegte die Mongolen, eroberte 1401 Damaskus und Bagdad, schlug ein Jahr später den osmanischen Sultan bei Ankara. In Europa setzte man sich mit ihm auf unterschiedlichste Weise auseinander. Egon Erwin Kisch bemühte, ironisch distanziert, die Psychoanalyse: ‚Sollten die Freudianer noch erfahren, dass ihm an der linken Hand zwei Finger fehlten, so wird ihnen vollends klar werden, dass er diese Minderwertigkeit nicht anders kompensieren konnte, als indem er die Bewohner widersetzlicher Ortschaften – auch Greise, Frauen und Kinder – blutig auszupeitschen befahl und Zehntausende gefangene Soldaten als Baumaterial für Festungswerke benutzte.‘ Doch es gab auch den anderen Timur: einen Mann, den, so Kisch, die Tatsache, dass er nicht lesen und schreiben konnte, ‚nicht hinderte, mehr Kunstgeschmack zu verraten als mancher, der in Potsdam von Hofmeistern unterrichtet wurde‘. Er habe die schönen Künste mit derselben Hingabe gefördert, mit der er Menschen abschlachten ließ, merkte der polnische Schriftsteller und Journalist Ryszard Kapuscinski dazu an: ‚Die Schere Timurs besitzt zwei Messer, ein schöpferisches und ein zerstörerisches. Diese Messer prägen das Handeln jedes Menschen. Nur dass sie für gewöhnlich nicht so weit auseinanderklaffen. Bei Timur war die Schere bis zum Anschlag geöffnet.‘ 1405 brach er mitten im Winter zum Feldzug nach China auf. Doch weit kam er nicht mehr. Auch darüber sprach Hans Werner Richter mit seiner Nimnoschka: ‚Woran starb er denn?‘, frage ich. ‚An einer Erkältung‘, antwortet sie, und will schon wieder beginnen, die Legende von Tamerlans Erkältung zu erzählen, aber da reicht es mir mit den Legenden und ich sage: ‚Nein, das ist nicht wahr, er starb im Suff; er fiel bei Taschkent besoffen vom Pferd und brach sich den Hals. Er war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein großer Säufer.‘ Da errötete Nimnoschka, und ich spüre, dass ich zu weit gegangen bin.‘ Ob er sich wirklich das Genick gebrochen hat, ist ungewiss. Fest steht, dass mit Timur Tamerlan am 18. Februar 1405 im Alter von 69 Jahren der grausamste Despot starb, an dessen Beispiel jemals die Erotik der Macht besungen worden ist. ‚Mir ist heut so nach Tamerlan zu Mut, ein kleines bisschen Tamerlan, ja Tamerlan wär‘ gut. Die sind ja nichts für dich und mich, die haben alle einen Stich! Ach weine nicht sehr, den gibt’s ja nicht mehr, solchen Tamerlan.‘⁹

Jenseits alles Anekdotischen und seiner ausgesuchten Grausamkeiten gilt Timur jedoch nach wie vor als eine der großen Gestalten des „*imperialen Traums*“ (John Darwin).¹⁰ Und was Irene Meichsner „*Erotik der Macht*“ nennt, ist wohl auch ein Grund, weshalb Sergej Borodin, über seine Mutter Nachkomme eines tatarischen Fürstengeschlechts aus Kassimow, sich dieses grausamen Alpha-

9 Irene Meichsner, *Grausamer Alphabet mit großem Kunstverständnis. Am 18. Februar 1405 starb der Mongolen-Herrscher Timur Tamerlan*, in: http://www.deutschlandfunk.de/grausamer-alphabet-mit-grossem-kunstverstaendnis.871.de.html?dram:article_id=125064

10 John Darwin, *Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400-2000*, Campus, Frankfurt a. M. - New York 2010, vor allem in Kapitel 2: *Eurasien und das Zeitalter der Entdeckungen*, S. 57-104.

beten mit seinem großen Kunstverständnis annahm.¹¹ Dieses Kunstverständnis betraf sowohl die Anerkennung fremder Kulturen – und damit einhergehend die erobernde Aneignung ihrer Güter mit Plünderung und Raub einschließlich aller Handwerker – wie auch den Ehrgeiz, seinem eigenen vormaligen Status als Nomadenanführer in einem fest umrissenen und befriedeten Herrschaftsbereich kulturelle Größe zu verschaffen. Das heißt, dass Timur sich im Wortsinne mit allen Implikationen *kontinentalkolonialistisch* verhielt und sein nur kurze Zeit bestehendes Imperium auch durchkolonialisieren, also vereinheitlichen wollte. Das zeigt sich nirgends so deutlich wie in **seiner** Stadt Samarkand, die der Schauplatz des längsten Teils der Romanhandlung ist. Aber das Handlungsende liegt in der Steppe von [Karabach](#) in der Fortsetzung weiterer kriegerischer Auseinandersetzungen, die bis zu seinem Tode kein Ende nehmen.

2.1 ABRISS DER ROMANHANDLUNG IN „DER HINKENDE TIMUR“

Die zwei Teile des 425-seitigen Romans, von denen der erste, längere in Samarkand spielt und der zweite vorwiegend Timur als Kriegsherren bei seinen Unternehmungen zeigt, ist in 15 und 11, insgesamt 26 betitelte Kapitel untergliedert. Die Handlung umfasst das Jahr 1399, als Timur im 64. Lebensjahr steht und sein Reich mit Erreichen seines Höhepunktes gleich die Keime seiner Verfallserscheinungen zeigt, die sowohl aus seiner Ausdehnung wie auch aus Familienzweigen und Aufbruchgelüsten in der geknebelten Bevölkerung herrühren.

Timur, von seinen Leuten „*Gebieten der Welt*“ genannt, hat seinen Feldzug nach Indien mit der Zerstörung und Plünderung von Delhi abgeschlossen und widmet sich der Ausgestaltung von Samarkand. Die Karawanen mit den erbeuteten Schätzen aus Indien sind noch nicht eingetroffen und werden von den Händlern des Samarkander Basars ungeduldig erwartet. Mit seiner Frau Sarai-Mulk-Chan arbeitet er daran, sich Denkmäler zu setzen. Sie ist die älteste und erste Frau, die andere Privilegien als Jüngere in seinem Harem genießt, und gehört zu seiner ständigen Begleitung auch während der Feldzüge, während derer sie sich in ihrem Seidenzelt wohnlich einrichtet. Immer darauf aus, seinen Willen zu erfüllen, hat sie sich doch einen eigenen Einflussbereich geschaffen. Sie widmet sich vor allem Bildungsfragen. So hat sie den Bau einer [Madrasa](#) initiiert, wo Studium und Lehre islamischer Wissenschaften betrieben werden sollen. Timur errichtet daneben eine Moschee, „*wie es in der Welt noch keine gab und auch nie mehr geben sollte*“ (S. 56).

Er möchte größeren Ruhm hinterlassen als Alexander der Große, der nach der Überlieferung bei seinen Zügen nach Asien seine Zelte in der Stadtgegend aufgeschlagen haben soll. Deshalb ist das ganze Stadtzentrum mit den engen Ladengassen, kleinen Moscheen, Karawansereien und Badehäusern niederzureißen und zu erneuern. Sein Ziel ist, aus Samarkand das wichtigste Handelszentrum der bekannten Welt zu machen. „*Kurier und Kaufmann sind viel unterwegs, und in Timurs Reich gingen Krieg und Handel Seite an Seite*“ (S. 69). Die Stadt hallt wider von der Geschäftigkeit aller Bau- und Handwerksmeister aus aller Herren Länder, die mit männlichen und weiblichen Sklaven jeweils Teil der Beute aus den von Timur heimgesuchten Landstrichen sind und

11 Es ist in Zusammenhang mit Kunst wieder einmal an Adolf Hitler zu erinnern: „*Mit zwölf Jahren sah ich da [gemeint ist Linz] zum ersten Male ‚Wilhelm Tell‘, wenige Monate darauf als erste Oper meines Lebens ‚Lohengrin‘. Mit einem Schlage war ich gefesselt. Die jugendliche Begeisterung für den Bayreuther Meister kannte keine Grenzen. Immer wieder zog es mich zu seinen Werken, und ich empfinde es heute als besonderes Glück, daß mir durch die Bescheidenheit der provinziellen Aufführung die Möglichkeit einer späteren Steigerung erhalten blieb*“ (Mein Kampf, Bd. 1, S. 15). Zu dieser kulturellen Aufrüstung von Machtansprüchen im deutschen Nationalismus siehe Frank Helzel, *Ein König, ein Reichsführer und der Wilde Osten. Heinrich I. (919-936) in der nationalen Selbstwahrnehmung der Deutschen*, transcript, Bielefeld 2004, hier vor allem S. 56-62. Aber auch [Kriegsende, gefälschte Biographien und Gedenken. Leben und Rollenspiel](#), S. 14-19.

sich in einem vielsprachigen Milieu, eingeschränkt und beaufsichtigt unter der Knute ihrer Aufseher, einrichten müssen.

Die größte Freiheit ist den Händlern und Kaufleuten eingeräumt. Die in Timurs Herrschaftsbereich gelegenen Handelsrouten sind sicher, so dass das Handels- und Marktgeschehen von Samarkand einen wichtigen und immer wieder zu verteidigenden Ruf gewonnen hat, auf dass ein immer vielfältigeres Angebot den Ruhm des „*Gebieters der Welt*“ in alle Erdenwinkel trage.

Unerträglich ist es für Timur, wenn er auf Menschen trifft, denen sein Werk gleichgültig ist, so dass sie sich nicht von ihm beeindrucken lassen. Sowohl Frauen wie auch Männer können ihm mit ihrem unabhängigen Selbstbewusstsein vor den Kopf stoßen. Der persische Dichter [Hafis](#) gehört zu ihnen. Timur hatte ihn in [Schiras](#) aufsuchen und zu sich bringen lassen. „*Ich habe die ganze Welt um und um gedreht und das zusammengeholt, was wert ist, meine Stadt zu zieren, am meisten aber mein Samarkand, eine der wichtigsten Städte auf dieser Erde. Wie hast du wagen können, meine Städte für ein Muttermal auf zarten Wangen verteilen zu wollen?*“ *Mit trübem Lächeln zupfte Hafis an seinen Lumpen und entgegnete ohne eine Verbeugung: ‚Hier siehst du selbst, Herr, wozu diese Verschwendung geführt hat.‘* “ Zwölf Jahre später erinnert sich Timur in Samarkand, dass „*der Dichter Hafis, ein alter, unerträglicher Mann, auf der Welt gelebt hatte*“ (S. 73).

Ohne dass es irgendjemand aus Timurs Umfeld bis auf einen kleinen Kreis von Eingeweihten in Samarkand bemerkt, rüstet Timur indessen zu neuen Feldzügen mit unbekanntem Ziel. Was an Beute nicht auf dem Basar gelandet ist, wird dazu in seiner Schatzkammer, der Staatskasse, gehortet. Er bedarf immer wieder der besten Kaufleute und Händler, die seine Bestände auffüllen, wozu auch gehört, den Markt durch Zurückhaltung oder Überangebote von Waren manipulieren zu lassen, damit die Staatskasse gegebenenfalls durch die Marktlage nicht zu sehr belastet wird.

Timur ist jedoch in einem Alter, wo ihn vor allem seine Nachfolge beunruhigt. In seiner Enkelschaft hofft er in Muhammed-Sultan einen geeigneten Erben ausgesucht zu haben. Seine geschickte Menschenführerschaft und sein Bedürfnis nach absoluter Kontrolle, zu deren Ausübung er immer zuverlässige Kundschafter in Bewegung hält, können aber nicht verhindern, dass am ehesten in seiner eigenen Familie, und zwar zunächst am Hofe seines Sohnes, der von seinem Vater beliebener Herrscher über eine Gegend im Grenzgebiet zu Persien ist, alles aus dem Ruder zu laufen droht, was dem Ruf seiner Herrschaft in unparteiischer Gerechtigkeit Abbruch tut und seine Verwaltung der Staatsangelegenheiten völlig in Frage stellt.

So spielt der zweite Teil des Romans außerhalb Samarkands, das Timur der Obhut seines Enkels Muhammed-Sultan als Regenten anvertraut hat. Inzwischen neigt sich das Jahr, und es ist kalter, feuchter Herbst geworden. Timur ist zunächst mit seinem Heer zu seinem Sohn aufgebrochen, um dort nach dem Rechten zu sehen und der dort eingerissenen Korruption und Veruntreuung ein Ende zu bereiten. Er hält ein hartes Gericht, und nur dem scharfen Einspruch seiner nächsten Ratgeber ist es zu verdanken, dass er seinen in Ketten gelegten eigenen Sohn nicht ebenfalls köpfen lässt, wie es den Angehörigen seines ganzen Hofstaates widerfährt.

Es beunruhigen und verlocken ihn aber auch noch nicht erledigte Aufgaben, nämlich seine Herrschaft noch nicht weit genug ausgeweitet und abgesichert zu haben. Im Osten wäre China gegenüber einiges zu erledigen, im Westen lockt Ägypten mit seinen noch nicht genügend über den Handel erschlossenen Reichtümern. Sultan [Bayezid I.](#) im Osmanischen Reich fordert seine Eroberungsgelüste heraus, denen er 1402 erfolgreich nachgehen wird. In der Nähe liegen Bulgarien, der Herrschaftsbereich der [Goldenen Horde](#) und nördlich davon die [Kiewer Rus](#) und Moskau als Ausgangspunkt für das künftige Russland nach der Niederringung der [Mongolischen Invasion der Rus](#) nach 1480.

In Samarkand zurückgeblieben, will Muhammed-Sultan einen Kriegszug gegen die Mongolen im nördlichen Grenzbereich unternehmen. Als Vertreter Timurs muss er sich herausgefordert sehen, als er erfährt, dass ihm ein anderer Enkel Timurs ohne Absprache eigenmächtig zuvorgekommen ist und mit reicher Beute nach einem Sieg über die Mongolen zurückgekehrt ist. Muhammed-Sultan lässt seinen Vetter und alle seine Gefolgsleute in Ketten legen. Seinem Großvater will er es überlassen, über dessen eigenwilligen Enkel Iskander zu urteilen, während er die Gefolgsleute Iskanders in dessen Gegenwart hinrichten lässt. Denn den Prinzipien Timurs nach hätte Iskander so sterben müssen, wie er es für seinen Sohn zunächst eingerichtet hatte.

Zum Jahreswechsel ins 15. Jahrhundert ist wenig entschieden, sehr viel Unerledigtes für die letzten fünf Lebensjahre Timurs. Genug für die beiden Fortsetzungsbände der nicht vollständig ins Deutsche übersetzten Trilogie „Zvezdy nad Samarkandom“ oder „Sterne über Samarkand“.

2.2 SZENENAUSWAHL

Borodins Roman hat in Europa keine weite Verbreitung gefunden, zumal es „Der hinkende Timur“ im Unterschied zum 1942 erschienenen Roman über die russische Heldenfigur Dmitri Donskoi aus der Zeitgenossenschaft des Timur, der schon 1944 auf Englisch erschien, im Westen nur in einer deutschen Version gibt. Die 1953 bei List in Leipzig erschienene deutsche Übersetzung zu „Dmitri Donskoi“ ist ebenfalls nur noch antiquarisch zu erwerben, aber auf dem Büchermarkt wie „Der hinkende Timur“ vorrätig. Da Borodin zweifellos nicht nur über schriftstellerisches Talent verfügte, sondern auch an der Ethnologie, Archäologie, also der Erforschung der Geschichte des Seidenstraßenbereichs interessiert war, ist über Ursachen nachzudenken, warum er so schnell vergessen werden konnte, wo doch gerade die Gestalt des Timur – oft in Zusammenhang mit Sultan Bayezid I. – eine Zeit lang großes Interesse fand: bei Christopher Marlowe, Georg Friedrich Händel, Antonio Vivaldi usw. Ein wichtiger Grund kann darin liegen, dass die von totalitären Regimes heimgesuchten Europäer genug mit der Aufarbeitung ihrer eigenen Faszination oder ihres Horrors vor schließlich doch noch im 20. Jahrhundert niedergerungenen – Mussolini, Hitler – oder friedlich gestorbenen Diktatoren – Stalin 1953, Franco 1975 – zu tun hatten.

So bleibt das in seinem ehemaligen Haus in Taschkent, in dem Borodin seine letzten Lebensjahre verbrachte, im Augenblick der bemerkenswerteste Ort, wo an sein weit gefächertes Schaffen erinnert wird. Im Internet wird es auf Usbekisch, Russisch und Englisch vorgestellt: <http://museums.uz/locations/sergey-borodin-uy-muzeyii?lang=en>.

Schwierig jedoch sicher das Vorhaben, einer Gestalt wie Timur gerecht zu werden, wie es Borodin unternimmt. Seine Schilderung im ersten Band der Trilogie gilt hauptsächlich der Friedensphase des Jahres 1399 und reißt dann nur skizzenhaft an, was noch bevorsteht und worauf sich Timur einlassen will.

Um einen Eindruck des Erzählens von Borodin zu vermitteln, werden ausgewählte Szenen in verschiedener Länge vorgestellt. Sie folgen in ihrer Aneinanderreihung der Romanhandlung chronologisch, wobei sowohl dem Lokalkolorit Samarkands wie auch den Lebensumständen Timurs die Aufmerksamkeit gilt. Dabei wird an zwei Stellen auch Seide erscheinen, wenn es um die Beschreibung des Lebens in Timurs unmittelbarem Umfeld geht. (Am häufigsten wird Seide im Roman thematisiert, wenn es um bevorzugte Handelswaren geht oder einzelne Persönlichkeiten aus Timurs Familie oder seinem Umfeld, ob weiblich oder männlich, charakterisiert werden. Denn sobald Seide in den Gebrauch der Menschen überführt wird, zeichnet sie wegen ihres Wertes ihre besonderen Träger/innen aus und hebt ihren hohen Status hervor.)

Der Basar in Samarkand

„Der Basar in Samarkand erwachte. Zu einem Getöse vermengt, schwellen die Gespräche der Menschen an, zusammen mit den Stimmen der ersten Ausrufer, den grellen Schreien der Esel und dem Jaulen der Kamele.

Das Aroma der Gewürze und Spezereien, die scharfen Dünste der Garküchen und der liebliche Duft aus den Bäckereien flossen mit den Gerüchen zusammen, die von den Fleischbänken herüberströmten, mit dem Gestank der Schlachthäuser und Höfe, in denen das Vieh zusammengetrieben wurde, mit den feinen Gerüchen der kleinen, finsternen Buden, die jene geheimnisvollen Waren feilhielten, die von den Frauen besonders begehrt wurden, und mit dem Aroma des Obstes.

Wie an jedem Tage schluchzte und schrie es auf dem Sklavenmarkt, wo mit Mädchen und Kindern gehandelt wurde; Peitschen klatschten und Aufschreie gellten von daher, wo die jungen männlichen Sklaven verkauft wurden. Stiere brüllten auf den Viehhöfen, Pferde auf den Rossmärkten. Schafherden, aus der Steppe zusammengetrieben, zwängten sich durch den Basar, und über die Straßen legte sich der bittere Geruch des Staubes und der heiß gewordenen Wolle, aus der die Steppenglut, die ihr anhaftete, trotz der Nacht nicht gewichen war.

Jeder drängte und eilte, seinen Platz bis zum Morgengebet einzunehmen. Die Sonne erglühte. Ihre purpurroten, goldgelben und weißen Lichtkleckse drangen durch die Spalten der Dächer und Überdachungen des Basars, fielen auf die Chalate¹² der Kaufleute nieder, auf die Lumpen der Handwerker und auf die eingeölten Körper der Männer, die zum Verkauf geführt, und auf die grauen Kleiderfetzen der Sklaven, die zur Arbeit getrieben wurden. Sie flimmerten in den Mäulern der Pferde wie in den grünen Absätzen der Pantoffeln, in weißen Turbanen, wie auf purpurfarbenen Teppichen.

Von den hohen Minaretts herab und von den Moscheen her erschallten jammervoll-heulend die Rufe zum Gebet. Augenblicklich trat Stille ein.

Die Andersgläubigen drückten sich an die Wände oder entfernten sich aus dem Blickfeld der Gläubigen. Die Muselmänner aber fielen auf die Knie, und während sie sich zur Erde warfen, priesen sie Gott. Man betete in den Vorhöfen der Moscheen, in der Nähe der eigenen Verkaufsstände, auf den Dächern, wo man gerade speisen wollte, auf der dunklen Erde der Viehhöfe, dicht neben den stummen Sklaven – überall dort, wo man gerade stand, als man den Gebetsruf vernahm: Verkäufer und Käufer, Handwerker und Beamte, Unbekleidete und Geputzte, Mächtige und Unterdrückte, die Menschen aus Timurs Chanat und die Muselmänner aus dem Auslande.

Als die letzten Worte der Gebete verklungen waren, nahm der Handel seinen Anfang. Kaum klapperten die ersten Kupfermünzen auf den Fußsteigen, die zu den Garküchen führten, kaum klimperte das erste Geld in den Händen der Kaufleute, da überfluteten Bettler den Basar, Derwische und pilgernde Mönche, die sich von des Volkes Gunst nährten und Aberglauben und Furcht vor dem Zorn Gottes in ihm wachhielten. Spitze Kappen aus Teppichstoff auf dem Kopf und spitzzulaufende Stöcke in den derben Händen, kamen Kalandare daher, Wandermönche eines strengen und mächtigen Ordens, und hielten mit gebieterischer Gebärde schwarze Kokosnussschalen um Almosen hin“ (S. 27-28).

Zwei gefangene russische Waffenschmiede unterhalten sich über Timur

„Wohin mag der Raubzug wohl diesmal gehen?“ fragte Boris nach einem kurzen Schweigen.

„Das wirst du selbst vom Fürsten nicht erfahren. Der schweigt sich bis zum letzten Augenblick aus. Es kommt sogar vor, daß keiner weiß, wohin sie geführt werden, auch wenn sie schon unterwegs sind. Er liebt es, ganz unvermutet in ein Land einzubrechen. So kennt er es von Jugend auf. Auflauern und dann aus einem Versteck hervorbrechen. Damit hat er angefangen. Erst war es eine Anzahl Lumpen und Galgenstricke, die er um sich gesammelt hatte, mit denen er nachts fremde

12 Ein mantelartiges Kleidungsstück für Männer, das auch aus Seide sein kann.

Herden überfiel und Schafe stahl. Dabei haben ihm einmal Hirten aufgelauert, ihm das eine Bein gebrochen, von der rechten Hand zwei Finger abgehauen und den Arm aus dem Schultergelenk gedreht. Er hat eine Weile liegen müssen, doch bald hat er seine Räubereien fortgesetzt. Immer mehr Nichtstuer und Taugenichtse sammelten sich um ihn, und als sie etwa hundert Mann waren, machten sie sich an Karawanen heran und räuberten sie aus. Die Beute wurde untereinander geteilt. Bald liefen Timur Tausende zu, die auf Beute gierig waren. Das ließ sie tollkühn werden. Sie entschlossen sich, Basare und Karawansereien zu überfallen. Da wandten sich Leute, die mächtiger als Timur waren, mit dem Vorschlag an ihn, er möge ihnen dienen, und als Gegenleistung würden sie ihn zum Fürsten machen. Er unterwarf sich ihnen. Zunächst ruinierte er die Kaufleute und begann selber einen Handel mit dem geraubten Gut. Später ließ er das Räubern sein und schützte die Kaufleute. Sie verstanden, was er wollte, und hielten zu ihm. Er hätschelte und umschmeichelte die Kaufleute und brachte seine Fürsten so weit, dass sie den Handel nicht störten. Er wurde so mächtig, dass er die alten Fürsten von ihrem Grund und Boden jagen und seine Räuber einsetzen konnte. Er plünderte fremde Kaufleute und teilte die Beute mit den Seinen. Sie hielten zu ihm wie er zu ihnen. Das war sein Aufstieg. Von außen betrachtet scheint es, als sei er ein großer Herrscher, blickst du aber näher hin, so ist er nur der Hauptmann einer Räuberbande. Wie es früher war, so ist es auch noch heute. Erst waren es zehn Mann, jetzt sind es zweihunderttausend geworden. Erst haben sie Schafe aus den Herden gestohlen, jetzt fallen sie in Kaiserreiche ein. Im Grunde besteht da kein Unterschied.'

„Du redest kühn, Nasar!“

„Ich habe mir alles genau betrachtet in meinem Leben, mein Sohn, und ich habe auch diese Sache durchschaut.“

„Mutig ist er aber, das musst du zugeben. Und sein Alter hat ihn nicht müßig werden lassen!“

„Bis jetzt hat er keine Ruhe, das stimmt. Er musste in fremde Reiche, und nie kehrte er besiegt heim. Es kommt aber die Zeit, da er geschlagen wird.“

„Wer sollte ihn schlagen?“

„Das wird sich schon finden! Zu uns nach Russland kommt er wahrscheinlich nicht, das wird ihm doch zu riskant sein!“

„Ob er vielleicht doch dafür rüstet?““ (S. 155-156).

Historiker im Dienste Timurs

„Der Historiker hatte seinen Kopf wie eine Nachtigall nach hinten geworfen und hielt die Augen geschlossen, wenn er die Lobpreisungen unterbrach, um jene Gefühle auszusagen, die auszudrücken der Historiker selbst nicht mächtig war. Timur spitzte die Ohren, als der Historiker las: ‚... Über die Wellen des Ozeans, vermählt mit dem Himmelsbogen des Kranzes der Unterdrückung, ging ein beruhigendes Gekräusel, durch den Ozean voller Blut, sintemalen diejenigen, welche voller Hochmut die Erde mit Füßen getreten hatten, selbst in die Erde von den Hufen der Pferde gestampft worden waren. Überall, wohin er seine siegreichen Fahnen trug, begegnete man ihm auf dem Rücken der Pferde ‚Sieg‘ und ‚Triumph‘. Mit dem grausigen Orkan des launischen Schicksals fegte er vom Antlitz der Erde die Behausungen und das Eigentum der Feinde, sich auf die Felder blutiger Schlachten begebend und auf die Wiesen der Jagd nach dem Leben... Die Sonne verbarg sich den Wolken des Staubes, von ihm erhoben, die Sterne erbebten von den Blitzen seiner funkelnden Hufe.“

Als seien es Worte aus dem Koran, bekräftigte Timur das Gehörte, indem er mit seinem schmalen, dunklen Kopf nickte.

Gias-Addin las weiter:

„Wie Wellen von der Heftigkeit des Orkans angetrieben, gerieten die Krieger in Aufruhr, und ihre Säbel ziehend, ähnlich den Monden, fielen sie über die Feinde her, die Köpfe niederzumähen, und

mit ihren blitzenden Dolchen huben sie an, den verblendeten Menschen das perlengleiche Leben zu entreißen . . . Und es ward so viel Blut vergossen, daß die Gewässer des Flusses Sende-Ruda über die Ufer traten. Aus den Wolken der Säbel strömte ein Regen, daß vor lauter Bächen niemand die Straßen Isfahans durchwaten konnte ...‘

Timur saß aufrecht da, und sein Gesicht verfinsterte sich. Doch Gias-Addin bemerkte das nicht und fuhr entzückt fort: ‚Die Glätte des Flusses leuchtete in Blut wie das himmlische Morgenrot, wie roter Wein in kristallener Schale... In der Stadt Isfahan wurden die Leichen zu hohen Bergen aufgeschichtet, aber außerhalb der Stadt wurden aus den Köpfen der Feinde Türme errichtet, die die Höhe der städtischen Gebäude übertraf.‘

Und im singenden Tonfall schloss Gias-Addin diesen Teil mit folgenden Versen:

‚Im Gefolge des Todes, der weit seinen Rachen, dem Untier des Schlammes gleich, menschenverschlingend öffnete, blitzte das strafende Schwert.‘

Timur saß und machte ein böses Gesicht, unterbrach den Historiker jedoch nicht.

‚Nach solchem Geschehen bewegte sich der Allerhöchste gen Schiras. Von dem Staub, den die Reiterei des Beherrschers aller Welten in Bewegung gebracht hatte, wurde die Luft in Fars schwarz, und der Himmel litt Qualen der Eifersucht, da die Erde die Füße des Gebieters küssen durfte . . .‘ Timur beruhigte sich wieder, verhielt sich ganz still und hörte aufmerksam hin.

‚Mit der Sonne göttlicher Hilfe gelang es, die Finsternis der Schlacht zu erhellen, und Toktamisch klammerte sich mit der Hand der Schwäche zusammen mit seinen Kriegern an den Schoß der Flucht und begann hastig den Teppich der Erde zu messen...‘ “ (S. 183-185)

Timurs Aufmunterungen an seine Soldaten

‚Timur pflegte seine Kriegersleute mit frommen Sprüchen anzutreiben. Hörten sie vom ‚Hüter der Frömmigkeit‘, dass der Iran oder Indien Länder der Gottesleugner seien, so setzten sie um so freudiger ihr Leben für die gute Sache ein. Und die Dichter und Denker priesen Timur als ‚Zuflucht der Gläubigen‘, ‚Schützer des Islams‘, ‚Köcher des Zorns Gottes‘ und als ‚Schwert der Gerechtigkeit‘. Seine Feldzüge nannte Timur ‚Heilige Kriege‘, und seine Heere trugen die grüne Fahne der ‚Beschützer des Glaubens‘ vor sich her. Von jeher verkündete diese Fahne keinem in der Welt Barmherzigkeit, da sich unter ihr Habsucht, Raub, Druck und Grausamkeit verbargen. Wie oft sie auch erhoben wurde, es geschah nur, um fremde Tyrannen zu stürzen und den freigewordenen Platz dem eigenen zu übergeben“ (S. 231).

Timur als Gastgeber in seinen Gärten

‚Gemächlich ritt Timur unter den Bäumen der Straße dahin und betrachtete die Gemüsefelder und die Landhäuser auf den Hügeln, die mit üppigbelaubten Ulmen und kerzengeraden Pappeln umstanden waren. In einigem Abstand folgten zu beiden Seiten des Weges die Wachsoldaten mit ihren runden Messingschilden und hohen Helmen. Hinter ihnen dehnte sich der lange Zug der Begleiter. Sie ritten auf den nördlichen Garten oder, wie er auch genannt wurde, den kühlen Garten zu, der vor zwei Jahren für die Tochter Miran-Schachs, Halil-Sultans¹³ Schwester, angelegt worden war. Timur tat viel für die Vergrößerung und Verschönerung Samarkands. Dennoch litt es ihn nicht ständig in der Stadt. Er schätzte Umzüge von einem Ort zum anderen, von Garten zu Garten, Märsche von einer Stadt zur anderen, Feldzüge von einem Land ins andere. Stundenlang konnte er im Sattel sitzen, ohne Müdigkeit zu verspüren, wenn die anderen aus seinem Gefolge schon versagten und die Rast ersehnten. Nun hatte er endlich das Blaue Schloss hinter sich gelassen und ergötzte sich am Anblick der ausgetrockneten goldfarbenen und rosafarbenen Hügel, an der Tiefe des Himmels, der von herbstlichem Blau überzogen war, den dunklen Wipfeln der einsamen, mächtigen Bäume, an der geliebten heimatlichen Erde.

13 17-jähriger Enkel Timurs.

Schon drang der Ton der Posaunen heran und die Schläge der großen Schellen. Der Garten empfing seinen Herrn. Und das Pferd des Gebieters schritt über das teppichbelegte Brückchen, das über den Fluss zu den Steinportalen des Kühlen Gartens führte. Zwischen eng gepflanzten Pappeln ritt Timur auf schmalen Pfad in sein Schloss ein. Große viereckige Teiche, mit weißem Marmor eingefasst, spiegelten das Blau des Himmels wider, und auf dem Wasser schwammen rote Äpfel.

Timur stieg aus dem Sattel und zwei alte Veteranen, die in der Stille des Gartens das Ende ihres stürmischen Lebens erwarteten, führten den Gebieter behutsam zu dem Hochsitz, der von den Zweigen einer hohen Platane beschattet war. Er lehnte sich in die Kissen zurück und schaute sich im Garten um. Die uralten Bäume um ihn herum gaben viel Schatten, doch nach Norden zu, den Winden geöffnet, lag das ganze Land frei vor seinen Blicken. Die Fontänen der Springbrunnen plätscherten. Die Gäste schwiegen und wagten nicht, die Stille des Augenblicks zu verletzen, solange auch der Hausherr nichts sagte. Ein frischer Wind rauschte durch die Bäume. Ein Fasan stieß einen Laut aus. ‚Macht es euch bequem!‘ sagte Timur und eröffnete das Mahl, indem er einen Fladen mitten entzweibrach. Ein Sänger, der hinter einem Heckenrosenstrauch verborgen stand, stimmte einen Gesang an, den er selbst auf der Schellentrommel begleitete. Hinter einer langen Reihe blühender Rosen traten anmutige Knaben hervor, sie klatschten in die Hände und begannen, den Gästen zulächelnd, einen alten Tanz. Die Schellentrommel gab rhythmisch das Maß ihrer Schritte an; sie schien die Tänzer ermutigen zu wollen, und dann erstarb sie, als hätte sie etwas Geheimnisvolles auszusagen.

Weiter hinten im Garten wurden Trommeln geschlagen und Schalmeien geblasen. Ulugbek,¹⁴ der nichts versäumen wollte, entschlüpfte dorthin. Über die Lichtung, die mit blühenden Salbeistauden eingefasst war, spannte sich ein Seil, und ein alter Seiltänzer ging leichten Schrittes, als schwebte er durch die Luft, diesen seinen knappen, fast nicht sichtbaren Weg und hob eine schwere, bunte Stange gen Himmel. Plötzlich zuckten die Gäste mit einem erschrockenen ‚Ach!‘ zusammen, als der Mann mit einer unverhofften Bewegung vom Seil zu stürzen schien, dann aber rittlings darauf zu sitzen kam.

Einige Knaben führten einen Tanz auf Stelzen auf. Es war unterhaltsam anzusehen, wie ihre langen Stöcke über die Erde stakten und geschickt die Blumen mieden. Ein Fakir zeigte den Gästen seine Kunststücke. Er schlang in einen Bindfaden einen Knoten, reichte ihn den Zuschauern zum Nachprüfen, ob er auch fest sei, um ihn dann mit einer einzigen ruckartigen Bewegung zu lösen. Dann zog er eine Schnur durch beide Ärmel seines Chalats, gab den Gästen beide Enden der Schnur fest in die Hand, so dass der Chalats richtig daran hing. Danach hob er den Chalats von der Schnur ab, und keiner der Gäste konnte es sich erklären, wie er das vor ihren Augen fertiggebracht hatte. An einem Nebeneingang, wo sich die Wache niedergelassen hatte, wurden Bürger der Stadt empfangen, die vom Basar herbestellt worden waren, Handwerker, Kaufleute und anderes Volk, das dafür zu sorgen hatte, dass es im Garten lustig herging. Schüsseln und Körbe voll erlesener Speisen wurden abgeladen.

Ulugbek betrachtete die schönen Berg-Rebhühner mit dem feingezeichneten Gefieder, das sich wie Seide aus China anfühlte, und den korallenfarbenen Füßchen und Schnäbeln. Und auch geschlachtet sahen sie noch schön aus, wie sie da in Reih und Glied in den runden Körben lagen. Ulugbek sah den Köchen zu, die mit blutbeschnitzten Händen das Wild für das Abendessen auswählten oder eilig die Hammel in einen Winkel des Gartens zum Schlachten trieben. Er sah die Säcke voll Melonen, die so schwer waren, daß die Sklaven ächzten, als sie sie an ihm vorbeitrugen.

Am anderen Ende des Gartens wurden bunte, kostbare Zelte für die Frauen und Beischläferinnen des Gebieters aufgestellt. Im Nu wuchs im Garten eine wunderliche Stadt heran, wo kein Bau dem anderen ähnlich sah, wo unter den weitausladenden Zweigen Zelte aus indischer Seide, aus chinesischem Goldbrokat oder aus Teppichen aus dem iranischen oder charesmischen Reich schimmerten.

14 Einer der jüngeren Enkel Timurs.

Die kundigen Hände der Meister flochten aus geschmeidigen Weidenruten oder goldfarbenem Rohr Hütten für jene, denen die Nacht zu schwül werden würde.

Vielfarbige Papageien wurden aus ihren Käfigen freigelassen, damit ihr Gefieder das Grün des Gartens beleben sollte. Sie flatterten auf die Zweige des nächsten Baumes und konnten sich nicht entschließen, in diesem unbekanntem Walde, der voll unaufhörlichem Trommel- und Schalmeeingetön, voll Gesang und Tanz war, sich voneinander zu trennen“ (S. 234-237).

Religion und Rituale als Herrschaftsinstrumente

„Timur hatte keine Eile, er ließ den Gästen Zeit, sich zum Gebet zu versammeln. Er selbst pflegte nur dann eifrig zu beten, wenn die Leute sein Gebet sehen konnten. Heute atmete er gierig den feuchten Duft des Gartens ein. Er wollte den Tag feiern und sich nicht mit Gebeten aufhalten. Schließlich trat er doch, wenn auch ungern, auf die kleine Terrasse vor dem Schloss heraus, legte selbst seinen schmalen Gebetsteppich vor sich hin und blieb dann, während sich die Gäste und Angehörigen hinter ihm aufstellten, stehen. Seid Bereke¹⁵ trat vor, um das Gebet zu lesen, doch Timur stand und betrachtete voll Vergnügen den kleinen, in Damaskus gewebten Teppich mit der dort abgebildeten Kaaba und dachte dabei: Die Mädchen aus Iran weben besser. Sie knüpfen die Fäden aneinander. Hier aber die vielen Knoten!

Das Antlitz zum Teppich gesenkt, grübelte er über die Mädchen aus Iran nach. Früher hatten sie ihm gefallen, jetzt aber mied er sie. Er ließ sich auf die Knie nieder und machte die Bewegungen des vor ihm stehenden Seid Bereke mit. Hinter Timur standen seine älteren Enkel Muhammed-Sultan, Halil-Sultan und der Sohn von Timurs Tochter Sultan Hussein. Sie trugen während des Gebets nicht Turbane, sondern kostspielige Tubetejke, aus denen sie ihre Zöpfe heraushängen ließen. Am Ohrläppchen Sultan Husseins funkelte ein großer blauer Diamant.

Seid Bereke hatte kaum das letzte Wort des Gebets gesprochen, da drehte Timur sich schon nach seinen Enkeln um und stieg, auf Muhammed-Sultans Arm gestützt, in den Garten hinunter“ (S. 238)

Es formiert sich Widerstand

„Wir kämpfen heute noch und werden erst dann aufhören, wenn wir die Freiheit errungen haben.“ Nasar fragte: „Und wie kämpft ihr?“

„Alles, worauf sich Timur stützt, bringen wir ins Wanken. Und worauf stützt er sich? Auf seine großen Handelsherren, auf die Großgrundbesitzer und auf das Heer. Wir sind Tausende! Wenn jeder von uns einen seiner Kaufleute erledigt, einem Sklaven zur Flucht verhilft, die Einheit im Heer zerstört. . . Mitten unter den Kriegern ziehen wir mit ins Feld, zusammen mit den Landarbeitern bearbeiten wir die Erde eines Emirs, mitten unter den Karawanenleuten schleppen wir die Waren, wir schmieden die Waffen, wir nähen Kleidungsstücke, wir bauen Festungen, wir sind überall dabei.“

„Und wie weiter?“

„Wenn jeder im Laufe einer Woche eine einzige Tat vollbringt, die gegen Timur gerichtet ist, so ergibt es in einem Jahr ungeheuer viel!“ Nasar stimmte bei:

„Das Volk ist eine große Macht, wenn es ein gemeinsames Ziel hat“ (S. 284).

Timurs Heeresorganisation

„An der Spitze einer Tausendschaft stand der Emir, der das ganze Kriegsvolk aus Landarbeitern seiner Ländereien, aus Bürgern seiner eigenen, ihm untertänigen Städte zusammengestellt hatte. Man griff dabei die Taugenichtse und Nichtsnutze heraus, die tauglichen, arbeitsfreudigen Pflüger und Gärtner dagegen ließ man ungeschoren. Auch die großen Kaufherren wurden nicht erfasst,

¹⁵ Ein Imam mit Herkunft aus der Familie Mohammeds, seit 1367 mit Timur befreundet und dessen ständiger Begleiter.

denn ihre Aufgabe war es, die eroberten Reichtümer zu verkaufen und den Ertrag den Emiren zuzuführen. So wurde die Kasse aufgefüllt, die wiederum zu neuen Feldzügen gebraucht wurde. Auch die kunstfertigen Meister und erfahrenen Handwerker waren nicht heeresdienstpflchtig. Die Steuern kassierte der Älteste ihrer Straße, er brachte sie dem Ältesten des Basars, und der trug alles in die Kasse, die das Heer unterstützte. Die Beute einer Schlacht mussten die Soldaten ihrem Offizier abliefern, der Offizier dem Hauptmann, und dieser brachte sie dem Vorsteher der Tausend Säbel. Nachdem er seinen gesetzlichen Anteil abgenommen hatte, gab er dem Hauptmann einen Teil davon ab und ließ die besten Stücke in der Schatzkammer. Jener nahm den ihm zukommenden Anteil und ließ den Rest den Offizieren. Diese gaben, nachdem sie sich nach Möglichkeit den größten Teil gesichert hatten, den Rest den Führern einer Zehnerschaft. Und den Soldaten fiel das zu, was jene übrig ließen.

Mitunter wurde so große Beute gemacht, daß selbst die einfachen Soldaten beträchtliche Vorräte anhäuften. Sie konnten getrost dem Tag entgegensehen, an dem ihr Sold ausgezahlt wurde. Während eines Feldzuges wurde gewöhnlich nach großen und erfolgreichen Schlachten ausgezahlt und nach der Eroberung von neuen Gebieten und großen, zerstörten Städten, wenn die Beute sich gewaltig anhäufte und noch heiße Kämpfe bevorstanden, die allen Mut der Krieger erforderten. Timur trachtete immer danach, die Auszahlung bis zum Abmarsch in die Heimat aufzuschieben, denn bis dahin war die Zahl der Empfänger zusammengeschmolzen. Wie lange sie auch auf das Abrechnen warten mussten, wie sehr sie auch von ihren Vorgesetzten übervorteilt wurden, die Soldaten murrten nicht. Mit größter Anstrengung hätten sie daheim mit keiner Arbeit so viel erwerben können, wie ihnen hier beim Teilen zufiel; zu Hause hatte keiner von ihnen hinreichend zu essen, während für Timurs Truppen sich immer Verpflegung fand, auch wenn es mitunter schwere Tage gab. Das ganze Leben war für den Landmann und für den armen Mann aus der Stadt ein einziger schwerer Tag. Im Felde jedoch gab es auch Feiertage. Wie sehr die Offiziere auch aufpassten, man konnte immer einmal etwas beiseite tun, hier ein silbernes Ringlein, dort einen Fetzen teuren Brokats oder etwas aus dem städtischen Kram, das sich an die Kaufleute verkaufen ließ, die den Truppen wie Schakale dem Tiger folgten.

Die Hauptsache aber war: In Timurs Heer ließ es sich immer noch freier leben als unter der Fuchtel des Aufsehers auf den heimatlichen Feldern, als unter den Blicken der Eigentümer bei der Arbeit in der Heimatstadt. Dazu gesellte sich die Hoffnung, sich im Kampf auszeichnen zu können, beim Plündern einer Stadt mit viel List eine Kostbarkeit beiseitezuschaffen oder auch beim Vorgesetzten in Gunst zu kommen, und nicht zuletzt blieb die Aussicht, nach der glücklichen Heimkehr ein ruhiges Leben neu anzufangen“ (S. 308-309).

Timur und seine Herrschaftsmethoden

„Es würde murren. Das Volk murrte immer, ob unterworfen oder nicht. Es murrte heimlich und sah sich dabei um. Das war ihm bekannt. Darum ließ er ja auch Türme aus abgehauenen Köpfen errichten. Siebzehntausend Köpfe aus Isfahan, ja! In Isfisar gab es Türme, aus lebenden Gefangenen gemauert, höher als die Stadtmauern. Einer wurde an den anderen gebunden, dann schnelltrocknenden Kalk dazwischen ... Danach bestiegen Mullahs die Spitze und riefen die Gläubigen zum Gebet! Zum Lobe Allahs. Solche Gebete waren nötig, damit die Überlebenden sich merkten, womit ein Murren im mächtigen Reich Timurs enden konnte.

Seine Macht war überall, wo er hinkam. Überall und auf ewige Zeiten. Murren? Die das taten, brauchten nicht geschont zu werden. Je weniger ihrer waren, um so folgsamer wurden die übrigen. Ehe sie den Mund auftraten, war schon der Kopf ab. Dann würden eben alle anderen den Mund halten und sich mit Eifer unterwerfen ... Das Bein schmerzte, als würde eine Sehne herausgezogen. Er hatte Schmerzen, aber die Leute dachten, ihm ginge es gut. Sie dachten, er habe seine Ruhe. Doch Ruhe gab es nimmermehr. Es waren beunruhigende Nachrichten über die Siege Bajaseds

(siehe [Bayezid I.](#)) eingetroffen. China, das die Mongolen aus dem Lande gejagt hatte, rüstete. Die Goldene Horde war in den Händen des listigen Hochstaplers Jegidej (siehe [Edigü](#)). Tochtamysch (siehe Khan [Toktamisch](#)) hielt heimliche Verbindung mit dem Litauer Witowt (siehe Großfürst [Vytautas](#)), schlich sich ins Gebiet der Goldenen Horde und wollte die alte Macht wiederherstellen. Ob da Jegidej, ob da Tochtamysch saß, sie schielten nach dem Charesmischen Reich (siehe [Choresmien](#)), also durfte man sie nicht aus den Augen lassen. Wenn Moskau sich damals an die Goldene Horde gehalten hätte, wäre er, Timur, weiter gegangen. Aber Moskau hatte [Mamai](#) gestürzt und schwieg wieder. Ob es neue Kräfte sammelte? Das ganze Gebiet der Goldenen Horde müsste man an sich reißen und dann wieder nach Moskau gehen! Und dieses Mal auf einem anderen Wege, durch das Gebiet der Goldenen Horde, durch Bulgarien... Und seine Ratgeber hatten Mitleid! Sie schonten den Verräter! Was wissen sie! Er allein kannte den Preis eines jeden Krümchens Erde. Er allein ...“ (S. 327-328).

2.3 BORODIN ALS PERSONALER ERZÄHLER

Borodin hat für seinen Roman die Perspektive des personalen Erzählers gewählt. Dabei schlüpft der Erzähler nicht in seine Figuren, wie es der Ich-Erzähler tut, sondern bleibt unbenannt und unerkannt im Hintergrund, so dass das Geschehen wie von allein oder von unsichtbarer Hand inszeniert vor dem Leser abrollt. Die unsichtbare Hand gehört dabei dem Romanautor: *„Am anderen Ende des Gartens wurden bunte, kostbare Zelte für die Frauen und Beischläferinnen des Gebieters aufgestellt. Im Nu wuchs im Garten eine wunderliche Stadt heran, wo kein Bau dem anderen ähnlich sah, wo unter den weitausladenden Zweigen Zelte aus indischer Seide, aus chinesischem Goldbrokat oder aus Teppichen aus dem iranischen oder charesmischen Reich schimmerten“* (S. 237).

Wenn der Leser etwas über Frauen und Beischläferinnen des Gebieters erfährt, dann wird es bunt, kostbar und schimmernd. Da geht die Seide einher mit Gold, Perlen und Diamanten. Aber Näheres über den Harem ist kaum zu erfahren, höchstens von Eifersüchteleien der Haremsbewohnerinnen untereinander, wenn sie sich an der ersten Frau Sarai-Mulk-Chan messen und Timur näher zu kommen versuchen.

Einer der Enkel Timurs, Prinz Halil-Sultan, ist verliebt in die Tochter eines berühmten Handwerksmeisters und durchbricht mit seiner Wahl die Auflagen Timurs, zu deren Hüterin auch seine erste Frau, die *Hohe Herrin*, gehört: *„Wir sind es, die Samarkand aufbauen, schmücken und berühmt machen. Was wir bestellen, müssen die Meister ausführen. Es wäre unschicklich, und du würdest dich wegwerfen“* (S. 140). Der Name der Erwählten ist Schad-Mulk, was *„Freudenschatz“* bedeutet. Als Halil sie seinem Großvater in einem Saal vorstellt, wo alle in Indien erbeuteten Kostbarkeiten ausgebreitet sind, wiederholt sich für Timur die Erfahrung, die er beim Poeten Hafis gemacht hat: Sie lässt sich nicht beeindrucken, und in ihrem Gesicht zeigt sich nichts von der Gier der Prinzessinnen von Samarkand, wie Timur enttäuscht feststellt. Als er sie fragt, wie ihr alles gefalle, entgegnet sie: *„Sie riechen nach Blut, die Schätze!“* (S. 148). Timur fällt sein Urteil: *„Sie passt nicht zu uns.“* Aber Halil gibt ihm seinen eisernen Trotz zu spüren, indem er sagt: *„Aber zu mir, Großvater!“* (S. 149). Als Timur unmittelbar darauf seine Schwiegertochter empfängt, die zu ihm geflohen ist, weil ihr Mann – der später bestrafte Sohn Timurs – sich mit einem Messer auf sie gestürzt und verletzt hat, bricht er in Weinen aus. Er spürt die Jahre, seinen Kräfteverfall und das Nachlassen seiner Spannkraft. Der 17-jährige Halil und Schad-Mulk versprechen derweil einander, zu warten, bis sich eine Gelegenheit für die Verwirklichung ihrer Wünsche ergeben wird, vielleicht nach dem Tode Timurs (S. 182).

Schon mit der Beschreibung des Auftretens der jungen Frau im *„Blauen Schloss“*, Timurs befestigtem Anwesen in Samarkand, hat Borodin mit gar nicht so unsichtbarer Hand signalisiert, auf

welche Seite er seine Leser führen möchte: „*Sie wurde von allen staunend betrachtet, denn an ihr glitzerte kein einziges Schmuckstück. Ein schlichtes, bis über die Knie reichendes weißes Hemd, gelbe Pluderhosen, die unten mit einer grünen Borte gesäumt waren, auf dem Kopf eine gute, doch nicht kostbare Kappe mit einem durchsichtigen, rosafarbenen Schleier*¹⁶ – das war ihr ganzer Staat“ (S. 147).

Borodins Roman „Dmitri Donskoi“ wird zu den Werken des „[Sozialistischer Realismus](#)“ gezählt.¹⁷ Was immer von solch einer Klassifizierung und vom verliehenen „[Stalinpreis](#)“ zu halten ist, so drückt die Einordnung doch aus, was auch in „Der hinkende Timur“ deutlich wird: Die beiden unterjochten russischen Handwerker Nasar und Boris beschreiben im Werdegang Timurs etwas, das völlig von den panegyrischen Tönen abweicht, von denen sich der bei Timur bestellte Historiker meint hinreißen lassen zu müssen, wenn er Timurs Taten und Werke verewigen soll. Trotzdem drückt Borodin aus, dass Timur selbst peinlich vom Wortschwall berührt ist. Seinen Enkeln Halil und Ulugbek teilt er in der Gegenwart seines neuen Historikers Nisam-Addin mit, wie er seine Geschichte verstanden wissen will:

„Man muss zum Beispiel ganz einfach schreiben, ‚Die Stadt wurde erobert.‘ Wer seinen Verstand beisammen hat, weiß, dass eine Stadt einzunehmen kein Zuckerlecken ist. Dabei geht es ohne Morden und Sengen nicht ab. Der aber (nämlich Gias-Addin) hat von der Verwegenheit der Feinde wie auch von ihren Heldentaten geschrieben und von uns nur erzählt, wie wir die Menschen umgebracht haben. Da, nimm das Buch, und schreib es um, nicht in geschraubter, sondern in klarer Sprache, die jedermann verstehen kann. Und weniger blutrünstig. Ich weiß auch ohne Bücher, wo Blut geflossen und wo Feuer gewesen ist. Das ist meine Angelegenheit. Da, nimm und schreib!“ (S. 397).

Sicher dürfte es für Borodin einfacher gewesen sein, mit Timur über einen Herrscher zu schreiben, der nicht unmittelbar, sondern nur vermittelt auf die russische Geschichte einwirkte, indem er in ihren Randbereichen in der Auseinandersetzung mit der „Goldenen Horde“ dem künftigen Moskau als Hauptstadt Russlands zugearbeitet hat.

So wie unter Borodins Feder die Darstellung Timurs sich entwickelt, kann dann auch das von Russland unabhängig gewordene Usbekistan mit Timur als seinem frühen Nationalhelden leben. Jedenfalls gehört Borodin nicht zu jenen, die den *grausamsten Despoten als Beispiel für die Erotik der Macht besungen* haben. Timur erscheint eher als kalter Herrscher. So ist in Zusammenhang mit ihm und seiner Kleidung nie von Seide als weichem, glänzendem Stoff die Rede. Die gehört zum Dekor derer, die in seinem Machtkreis leben, zu seinen Frauen und jungen Enkeln, so dass er, der für sich selbst auf auffällige Seide verzichtet, noch als Garant der Seide als Stoff für seinen Hofstaat und damit für das von ihm für sie garantierte Wohlleben steht. Als hinkender und mit versehrter Hand versehener Held beeindruckt er durch Härte gegen sich selbst.¹⁸ Seine Gier gilt der Macht. Die Gier nach Gütern und Reichtum sieht er bei seinen beutehungrigen Kriegern. Mit ihrer Gier kann er sie um so sicherer an sich binden. Eher als Seide ist Leder zunächst der Stoff für ihn, den er als Material für das Schuhwerk seiner Soldaten benötigt, bevor sie in den Krieg ziehen. So muss Seide am Markt auch als Kalkulationsobjekt zur Manipulation für einen niedrigen Lederpreis erhalten.

16 Aus was für einem Gewebe, wenn nicht aus Seide, sollte er sein? Aber Borodin vermeidet wohl gezielt konkretere Angaben, damit das schmecke, aber bescheidene Auftreten auf Distanz zur illustren Hofgesellschaft bleibt.

17 So von Eberhard Reißner und in seiner Nachfolge bei Olena Sivuda („*Aber plötzlich war mir, als drohe das Haus über mir zusammenzubrechen.*“ – *Komparative Analyse des Heimkehrermotivs in der deutschen und russischen Prosa nach dem Zweiten Weltkrieg*, ibidem, Stuttgart 2015, S. 42).

18 Während Timur zu Handlungsbeginn auf einem Fußboden aus Haselnussholz liegt und sich von seinem letzten Feldzug ausruht, warten seine Höflinge auf ihn, angetan mit mehr als dem, was sie sowieso schon an Samt und Seide am Leibe tragen, alles von ausgesuchter Schönheit (S. 20).

Nüchtern genug beschreibt Borodin Timurs Gnadenlosigkeit nicht nur bei seinen Feldzügen, sondern sogar seinen eigenen Kindern gegenüber.

Unbeeinträchtigt davon ist weiter über Timurs und der Timuriden Mitwirken an der Kunst Zentralasiens zu sprechen, deren Denkmäler inzwischen anstatt als Handelsmagnete zu dienen vor allem westliche Touristen, vermittelt über den sagenhaften Ruhm der Seidenstraße, anlocken.¹⁹

¹⁹ Wladimir Lukonin und Anatoli Iwanow, *Die Kunst Zentralasiens*, Parkstone International / Kroemer 1996, S. 15, 42, 211.

3 SEIDE UND IHRE EIGENSCHAFTEN²⁰

Borodins Roman über Timur im Jahre 1399 spielt zu einer Zeit, als Seide längst den Weg nach Europa gefunden hatte und dort zu einem begehrten Stoff der Begüterten geworden war.

Dazu der Artikel „Seres“ aus Wikipedia:

„**Seres** (griech. Σήρες, lat. Sērēs) war der antike griechische Name für den nordwestlichen Teil des heutigen Chinas.

Das Wort Seres leitet sich vom chinesischen Wort für **Seide** (**Langzeichen**: 絲; **Kurzzeichen**: 丝; Pinyin: sī) her und bedeutet so viel wie *Land der Seide* (chines. 丝国). Das griechische Wort für Seide war serikon (σηρικόν), das lateinische sericum.

Der lateinische Name für China war ursprünglich *Serica* und wurde von antiken römischen Schriftstellern wie Plinius und Ptolemäus verwendet. Erst später wurde im Lateinischen das Wort *Sina* verwendet, von dem sich das Wort **Sinologie** für Chinakunde ableitet.

Seide wurde zum ersten Mal von Admiral **Nearchos** erwähnt, der im Auftrag **Alexanders des Großen** im Jahr 326 v. Chr. die Küste von der **Indusmündung** bis zum **Persischen Golf** erkundete. Er bezeichnet die Seide als „*Haut der Serer*“.

Die erste Begegnung der Römer mit Seide soll in der **Schlacht bei Carrhae** im Jahr 53 v. Chr. stattgefunden haben. Nach Berichten des römischen Historikers **Florus** (*Epitomae* 1,46) hatten die **Parther** die römischen Legionen in die Wüste gelockt und dort mit ausgebreiteten blendenden Seidenbannern eine Übermacht vorgetäuscht.

Die Römer waren sich allerdings noch lange Zeit über den Ursprung des Seidenstoffes im Unklaren. **Plinius der Ältere** berichtet noch im 1. Jahrhundert n. Chr. in seiner *Naturgeschichte*, dass die „*Serer den weißen Blattflor der wolletragenden Bäume mit Wasser besprengen und abkämmen.*“

Vom 1. Jahrhundert v. Chr. an folgte der Handel mit dem **Römischen Reich**, verstärkt durch die hohe Nachfrage der Römer für chinesische Seide (geliefert über die Parther). Die Römer wussten nichts von der **Seidenraupe** und hielten die Seidenfaser für ein pflanzliches Produkt:

Die Serer (Chinesen) sind berühmt für die wollartige Substanz, die sie aus ihren Wäldern gewinnen; nach dem Einweichen in Wasser schaben sie das Weiße von den Blättern ab [...] So vielfältig ist die angewandte Arbeit und so weit entfernt ist die Weltregion, auf die man sich stützt, um den römischen Mädchen zu ermöglichen, in der Öffentlichkeit mit durchsichtiger Kleidung zu protzen. (Naturalis Historia VI, 54.)

Der **römische Senat** erließ vergeblich mehrere Edikte, um das Tragen von Seide aus wirtschaftlichen und moralischen Gründen zu verbieten: Der Import chinesischer Seide verursachte einen riesigen Abfluss von Gold, auch wurden Seidenkleider als dekadent und unmoralisch angesehen:

Ich kann Seidenkleider sehen, sofern Stoffe, die weder Körper noch Anstand verbergen, überhaupt Kleider genannt werden können. [...] Ganze Mädchenscharen bemühen sich, dass die Ehebrecherin durch ihr dünnes Kleid sichtbar ist und dass ein Ehemann nicht mehr Kenntnis vom Körper seiner Frau hat als irgendein Fremder. (Seneca d. J., De beneficiis 7, 9.)

Erst hundert Jahre später beschreibt **Pausanias** die Seide als Produkt einer „*achtbeinigen Raupe, die mit grünen Blättern gefüttert werde.*“

Aber erst im 6. Jahrhundert gelang es Mönchen, Eier der Seidenraupe nach **Byzanz** zu schmuggeln, wodurch die Herstellung der Seide dort möglich wurde.“

²⁰ Lexikalisch zu erfassende Eigenschaften zur Beschreibung der Seide werden hier nur gestreift. Über sie ist vielfältig Auskunft zu erhalten, u. a. hier: **Seidenbau**. Hier wird der Begriff „*Eigenschaften*“ eher im übertragenen Sinne von „*Bedeutung*“ verwendet, denn das eine ist an das andere gebunden.

Nicht erst seit Timur gehen „*Krieg und Handel Seite an Seite*“²¹, und gerade Seide blieb als Rohstoff und Handelsgut bis mindestens ins 19. Jahrhundert an das Umfeld kriegsmächtiger Herrschaft und ihre Potentiale gebunden. Nicht von ungefähr also die Überlieferung, dass die Römer in kriegerischer Auseinandersetzung mit den Parthern mit Seide Bekanntschaft gemacht haben sollen.

An der Gestalt des in Lumpen gekleideten persischen Dichters Hafis lässt Borodin an Herrschaft orientiertes Verhalten abprallen. Gerade über die in der Bekleidung benutzten Stoffe repräsentiert sich jedoch Herrschaft in der Öffentlichkeit, nicht nur bei Hofe, sondern alltäglicher noch im Basar: „*Die Sonne erglühte. Ihre purpurroten, goldgelben und weißen Lichtkleckse drangen durch die Spalten der Dächer und Überdachungen des Basars, fielen auf die Chalate der Kaufleute nieder, auf die Lumpen der Handwerker und auf die eingeölten Körper der Männer, die zum Verkauf geführt, und auf die grauen Kleiderfetzen der Sklaven, die zur Arbeit getrieben wurden.*“

Das gilt auch für das Andalusien unter muslimischer Herrschaft seit dem 10. Jahrhundert: „*Man konnte in Seide gekleidete und mit Prachtturbanen ausgestattete reiche Juden sehen, die mit dem Glanz der Muslime rivalisierten, in stattlichen Wagen fahren oder wie Herren zu Pferd ritten. Ihr Reichtum rührte vor allem aus dem Sklavenhandel. Sie belieferten die Harems mit Bewohnerinnen und Eunuchen, die sie bewachten, und versorgten die Armee mit Nachwuchs. Sie importierten eine große Anzahl von Slawen, die von germanischen Völkern gefangen genommen und an die Sarazenen verkauft worden waren, bei denen sie die Garde des Kalifen und ganze Regimenter bildeten.*“²²

Der euroasiatische Handel mit Slawen als Sklaven führt in die Frühzeit des „Heiligen Römischen Reichs“ unter die Herrschaft der Ottonen und ihre Beutezüge in slawisches Gebiet zurück.²³ Im Nibelungenlied gibt es als Reflex auf eine erste Orientalismus-Welle, wie sie in der mittelhochdeutschen Dichtung vor allem im Werk von Wolfram von Eschenbach Gestalt annimmt, eine Kleiderschau in Vorbereitung einer wichtigen Brautwerbung. Als nämlich König Gunther sich von Worms aus nach Island begeben will, um dort um Brünhild zu werben (6. Aventure), bittet er seine Schwester Kriemhild darum, für die angemessene Kleidung für ihn und seine Begleiter zu sorgen. Baumwolle ist noch nichts, das in irgendeiner Weise für die königlichen Ansprüche in Frage kommt. In den Strophen 362-366 geht es um arabische Seidenstoffe, „*weiß wie Schnee, und solche aus dem guten Zazamanc*²⁴, grün wie Klee mit Edelsteinen. [...] *Aus dem Land Marokko und auch von Libyen besaßen sie die allerbesten Seidenstoffe im Überfluss, mehr als jemals eine Königsfamilie zusammengekauft hatte.*“ Einheimische Hermelinpelze sind nicht wertvoll genug als Besatz. Deshalb wird über die Seidenkleider *kohlrabenschwarzer Samt* gelegt, und „*aus arabischen Goldfassungen glänzten viele Edelsteine hervor*“.

Die in Zusammenhang mit Herrschaft immer wieder auftauchende Seide ist wie schon in ihrer chinesischen Frühzeit an eine arbeitsintensive wirtschaftliche Aktivität gebunden, die sich nicht so mechanisieren lässt, wie das im Zeitalter der Industrialisierung bei der Baumwolle gelungen ist. Das beginnt mit der Seidenraupenzucht und setzt sich in der Behandlung der Kokons fort. Insofern wird Seide nie ein industrielles Massenprodukt werden und von daher allein wenig von der in Jahrtausenden erworbenen Aura verlieren, wie sie in unzähligen Mythen, Märchen und Legenden überliefert wird.²⁵ Was sich geändert hat, ist, dass die Mittelschicht der westlichen Länder zunehmend

21 Siehe S. 11. Dazu auch Frank Westenfelder in „Kriegsreisende“:

<http://www.kriegsreisende.de/mittelalter/merseburger.htm>

22Max L. Margolis, Alexandre Marx, *Histoire du peuple juif*. Payot, Paris 1930, S. 291.

23Siehe Baumwolle und Kolonialismus. Eine Textilfaser in der Literatur, S. 11 f.

24 Wohl Samarkand.

25 Hier werden sie bündig zusammengetragen: Heide-Renate Döringer, *Seide. Mythen, Märchen, Legenden. Gesponnene Geschichten entlang der Seidenstraße*, Books on Demand, Norderstedt 2013.

am Verbrauch von Seidenwaren beteiligt ist, weil die lohnintensive Arbeit aus Europa verschwunden ist und hauptsächlich in China als Seidenweltmarktführer weiter geleistet wird. Dabei ist die chinesische Produktion im Augenblick neben der indischen und brasilianischen noch so hoch, dass Seide bezahlbar bleibt, aber von der weltweiten Faserproduktion entfallen auf Seide nur 0,2 %²⁶: „Der Verbrauch der Industrieländer an Seide hat während der letzten Jahre kontinuierlich zugenommen trotz des gleichzeitig hohen Aufkommens synthetischer Fasern. Dies ist darin begründet, dass einerseits die Popularität für Naturfasern in diesen Ländern zugenommen hat und zum anderen die Seidenprodukte für die Mittelschicht bezahlbar geworden sind (ITC, 1990).“²⁷ In Norditalien gibt es unabhängig davon noch traditionelle, weiter gepflegte, jedoch exklusiv gewordene Produktionsstätten, die für eine *betuchte* Kundschaft vor allem über die noble Aura der Seide am Leben gehalten werden können: „Ein Stoff, der süchtig macht. Die Tessoria Asolana ist Italiens älteste Seidenweberei. Und die reine Versuchung.“²⁸

Anders als Baumwolle hat Seide kaum Niederschlag in den Staatswappen der produzierenden Länder gefunden, weil sie auch dort mit Ausnahme von China nie zu den wichtigsten Exportgütern der nationalen Wirtschaft gezählt wurde/wird. Einzig das Wappen Jordaniens zeigt Seide, aber als Herrschaftsinsignie und nur deshalb zu erkennen, weil es so überliefert wird:



Der Wappenmantel steht für die Dynastie der Haschimiten. Der rote Samt außen symbolisiert die Opferbereitschaft, die weiße Seide im Innern Reinheit. Der Mantel ist golden fimbriert und wird durch goldene Kordelein mit vier Quasten gerafft. (Wikipedia)

Etwas weiteres Wichtiges gibt es zu berücksichtigen, wenn hier die bedeutungsvollen Eigenschaften von Seide zu analysieren sind. Es schlägt in den ersten Sätzen eines literarischen Welterfolgs durch, und zwar bei Alessandro Baricco in seinem zuerst 1996 erschienen Roman „Seta“, deutsch „Seide“:

„Obgleich sein Vater eine glänzende Militärlaufbahn für ihn ins Auge gefasst hatte, bestritt Hervé Joncour seinen Lebensunterhalt schließlich mit einem Beruf, dem ironischerweise zudem ein lebenswerter Zug anhaftete, dass er eine unbestimmte weibliche Färbung verriet. Für seinen Lebensunterhalt kaufte und verkaufte Hervé Joncour Seidenraupen.“²⁹

Hervé Joncour wird so als Hauptfigur über seinen Umgang mit Seidenraupen und ihrer Zucht zum Erzeugen des Seidenfadens mit einem *liebenswerten*, aber *unbestimmt weiblichen* Zug charakterisiert. Irgendwie gibt der Erzähler damit Hervé Joncour seiner männlichen Geschlechtsidentität einen besonderen Akzent, der sich aus der Bedeutung der Seide und des Umgangs mit ihr ableitet.

²⁶ Siehe http://www.vibinet.de/images/Produktions%C3%B6kologie_-_Faserstoffgewinnung_-_Seide.pdf.

²⁷ <http://map1.de/aufbereitung/arbeit/seide/node22.html>.

²⁸ So Patricia Engelhorn in „Die Zeit“, 24/2001: http://www.zeit.de/2001/24/Ein_Stoff_der_suechtig_macht.

²⁹ Alessandro Baricco, *Seide*, dtv, München ⁵2007, S. 5.

Es erscheint mit dem weiblichen Flair nicht nur eine „liebenswerte“, sondern mehr noch eine sinnliche Note, die in der letzten Zeit besonders auch um die Missbrauchsskandale im Männerreich der katholischen Kirchenhierarchie eine besondere Aufmerksamkeit erfuhr:

„Sollte es bisher noch einen Zweifel daran gegeben haben: Die Sinnlichkeit, die Erotik des Schauens und Zurschaustellens ist im Katholizismus zu kaum mehr überbietbarer Entfaltung gelangt. Wenn man zum Papst in seiner gestalthaft mit Paramenten³⁰ und Symbolen zur Schau getragenen Vollmacht noch das Ambiente einbezieht – vom Petersdom, über die Schweizer Garde, den ganzen Hofstaat, das Zeremoniell und die diplomatischen Rituale – dann zeigt sich: Es gibt wohl keinen zweiten derart sinnlich inszenierten Funktionsträger auf dem ganzen Erdkreis. Der Papst ist hinsichtlich prunkvoll, theatralisch und symbolschwer zur Schau getragener Autorität unbestritten der Meister aller Klassen. Er regiert zwar nicht den ganzen Erdkreis, doch er schenkt sich mit dem sinnlichen Glanz seines hierarchischen Auftretens ‚urbi et orbi‘ – der ohnehin an Glanz, geschichtlicher und kultureller Bedeutung nicht armen Stadt Rom und dem ganzen Erdkreis.“³¹



Die Paramente sind auf der Ebene des jordanischen königlichen Wappenmantels angesiedelt. Schwer vorstellbar, dass es einen Herrscher wie Timur nach einer solchen Gewandung gelüftet hätte. Ihm genügt ein schwarzer, grünesäumter Chalat (S. 21 im Roman).

Über Byzanz hat dieser Aufwand Eingang in die westliche Kultur gefunden³² und macht im Adjektiv „byzantinisch“ eine negative Konnotation deutlich, wie sie im Wortgebrauch Tucholskys sichtbar wird, wenn er die Schilderung Walther Rathenaus über seine Begegnung mit Kaiser Wilhelm aufs Korn nimmt: „Was Rathenau vom Kaiser aussagt, ist noch im Tadel **byzantinisch** – dem Herrn Verfasser unbewusst, aber ganz und gar **byzantinisch**. Noch zittern die beseligenden Stunden nach, da er ›Gelegenheit hatte‹, Seiner Majestät persönlich gegenüberzutreten zu dürfen.

30 Wikipedia: Einige Klöster fertigen Paramente an und nehmen auch Ausbesserungsarbeiten vor. Paramentenwerkstätten haben ihren Sitz oft in Wallfahrtsorten oder am Bischofssitz einer Diözese bzw. Erzdiözese. Im Haus der Seidenkultur; einer früheren Paramentenweberei in Krefeld und im Mutterhaus der Franziskanerinnen in Gengenbach (BW) befinden sich ein Kunst- und Paramentenmuseum. Die weltweit älteste evangelische Paramentenwerkstatt geht auf Wilhelm Löhe zurück und ist in Neuendettelsau in einem ehemaligen Betsaal beheimatet.

31 Peter Paul Kaspar, *Erotik in der Kirche. Fragmente über Religion und Sinnlichkeit*: <http://www.peter-paul-kaspar.at/Erotik%20in%20der%20Kirche.htm>. Dazu auch Rotraud A. Perner (Hg.), *Missbrauch: Kirche – Täter – Opfer*, LIT Verlag, Münster 2010.

32 Siehe Jutta Frings (Hg.), *Byzanz: Pracht und Alltag; Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn, 26. Februar bis 13. Juni 2010, Hirmer, München 2010.

*Das ist ganz made in germany: noch in den harmlosen Worten, in denen Rathenau sagt, er habe mit dem Kaiser soundsooft gesprochen, liegt eine Lakaiendemut, die fast unerklärlich ist.*³³

Die Redensart „in Samt und Seide“ bewahrt etwas von dem auf, was über das doppeldeutig gemeinte *Byzantinische*, in dem die nüchternere Bezeichnung „oströmisch“ nur mehr zu errahnen ist, evoziert wird und auf ein Auftreten verweist, in dem das Hochmütige sich im Demütigen oder in Lakaienhaftigkeit spiegelt. Zur Erläuterung heißt es in einem Redensartenindex:

„Der Samt ist ein ursprünglich in Ostrom hergestelltes, sechsfädiges Seidengewebe. Sein Name kommt von griech. hex (= sechs) und mitos (Faden) und ist über lat. (e)xamitum und (altfranz.) samit kurz nach 1200 übernommen worden. ‚Seide‘ ist dagegen schon im 8./9. Jahrhundert am Niederrhein aus mittellat. seta ins Deutsche entlehnt worden. Die Kostbarkeit der über die Karawanenwege der so genannten Seidenstraße aus Ostasien importierten Seide war schon im Altertum sprichwörtlich. Samt und Seide sind daher naheliegende Sinnbilder für äußersten Luxus. Daneben wird in redensartlichen Vergleichen auch die Weichheit und Zartheit dieser Textilien genutzt (eine Haut wie Samt und Seide).“³⁴

Bleibt die Frage, ob der einleitend zitierte Tillmann Prüfer nicht zu kurz tritt, wenn er den Lack als neue Mode der wichtigsten Modelabels ganz neutral zu deuten versucht und behauptet: „Das Internet hat den Lack also gewissermaßen befreit. Er ist nun als Material in der Mode nutzbar, ohne dass er sofort eindeutig interpretiert wird.“ Mit der Seide teilt nämlich der Lack zumindest den Glanz und einen entsprechend hohen Preis, wie er bei den aufgezählten Modehäusern zu entrichten ist: „Lacoste zeigt ein orange leuchtendes Lackkleid, Burberry, Nina Ricci, Proenza Schouler und Valentino bringen klassische Trenchcoat-Schnitte in Lack auf die Laufstege, Louis Vuitton und Emporio Armani bedecken Blazer mit einer Lackschicht.“. Eindeutig wird zumindest zu gelten haben, dass der Lackglanz der Macht und des Reichtums erhalten bleibt und sicher nur eine Saison lang dem Seidenoutfit mit seiner unendlich langen Geschichte das Ansehen streitig macht. Für in der Öffentlichkeit getragene Männerbekleidung wird er sowieso nur in Randbereichen in Erscheinung treten und der von Eva Illouz festgestellten Geschlechterverwirrung keinen Abbruch tun.³⁵ Gerade die unendlich lange Geschichte der Seide wird sich mit Lack- anstatt Seidenglanz allein nicht aufwiegen lassen. Denn die Seide trägt unausweichlich ihrer natürlichen Eigenschaften halber ihr *Comeback* schon in sich selbst, ohne dass sie im Anrühigen oder Sklaven- und Haremshäften, wie es bei Bertrice Small oder in „Shades of Grey“ und anderswo gepflegt wird, stillgestellt werden kann.

Der Seide haftet jedoch von Anfang an eine weibliche Aura an, seit ihre Herkunft in China in der Überlieferung in mythischen Zeiten unter göttliche Vorzeichen geraten ist. [Leizu](#), die Gattin des mythischen Gelben Kaisers [Huangdi](#), ist die Seidenraupengottheit, die die Menschen die Kunst lehrte, wie Seide zu gewinnen sei. Ihr Herstellungsprozess ist bis in die Gegenwart vorwiegend eine Angelegenheit weiblicher Fingerfertigkeit. So heißt es im „Krünitz“ im Artikel „Seide“:

„Die Seidenraupenzucht war in China eine Hauptbeschäftigung der Frauen von Stande, ging dann nach und nach auch in die Hände der Frauen der übrigen Stände über, und bekam dadurch einen

33 Kurt Tucholsky, *Der Schnellmaler*. In: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Band 2, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 103. – Man lese auch, wie sich der österreichische Sozialphilosoph Norbert Leser 2011 über eine Begegnung mit Otto von Habsburg äußert: „Unter den vielen Persönlichkeiten, deren Weg ich im Laufe meines Lebens kreuzte bzw. sie den meinen, nimmt Otto Habsburg den wohl wichtigsten Platz ein, weil er alle Anderen an Herkunft, Vielfältigkeit der Aktivitäten und Dauer eines nun schon fast hundert Jahre währenden Lebens überragt.“ (Siehe: [Notiz zu Hitlers „Unternehmen Otto“ zum „Anschluss“ Österreichs 1938](#), S. 4 f.

34 Redensartenindex: http://www.redensarten-index.de/suche.php?suchbegriff=~in%20Samt%20und%20Seide&bool=relevanz&suchspalte%5B%5D=rart_ou. – Dazu auch Johannes Giessauf, Andrea Penz, Peter Wiesflecker (Hgg.), *Im Bett mit der Macht: Kulturgeschichtliche Blicke in die Schlafzimmer der Herrschenden*, Böhlau, Wien 2011.

35 Siehe [Transgender](#).

*solchen Aufschwung, daß sie die Hauptquelle des Reichthums dieses Landes wurde [...] Die regierende Kaiserin beschäftigt sich hier zu festgesetzten Zeiten jeden Frühling mit der Seidenraupenzucht, und die Hofdamen theilen diese wohlthätige Arbeit.*³⁶

36 <http://www.krueinitz1.uni-trier.de/>.

4 SEIDE UNTER KOLONIALISTISCHEN VORZEICHEN

In Deutschland gibt es in einigen Städten Straßen, die ihren Namen vom Maulbeerbaum haben, etwa in Kassel, in Insheim, Rohrbach, Zernikow, Rüdesheim oder in Gorbitz-Nord/Neu-Omsewitz. In Wien oder Zürich ist *Seidengasse* ein Name. Der in Europa nicht heimische Baum verdankt seinen europaweiten Anbau der Zeit, als Seide und ihre Herkunft im Mittelmeerraum bekannt geworden waren, also seit römischer Zeit. Allerdings bevorzugt er wärmere Regionen, die sich auch gut zum Weinbau eignen. Als Anfang des 20. Jahrhunderts Seide aus Südostasien billiger importiert werden konnte, verschwand auch der Maulbeerbaum. Die auffälligsten Spuren hat er in Straßennamen hinterlassen.

So wurde in Frankfurt am Main Ende des 18. Jahrhunderts darüber nachgedacht, wie Waisenkinder so versorgt werden könnten, dass sie der Öffentlichkeit nicht zu sehr zur Last fielen. Die 1842 aufgeschriebene Geschichte des Frankfurter Waisenhauses gibt darüber Auskunft. Man habe nämlich seit 1777 einen Vorschlag verwirklicht, der über den Anbau von Maulbeerbäumen die Möglichkeit zur Seidenraupenzucht eröffnete. Bereits 1780 habe es eine Maulbeerbaumpflanzung von 1894 Bäumen gegeben. *„Bis in die neuere Zeit wurde dieser Industriezweig fortgeführt, scheint jedoch den gehegten Erwartungen späterhin nicht mehr entsprochen zu haben, da er, angeblich seiner zu großen Kostbarkeit wegen, aufgegeben wurde.“*³⁷

Schaut man in Lexika des 18. und 19. Jahrhunderts, dann fällt die Ausführlichkeit auf, mit der über Seide Auskunft gegeben wird. So gelten dem Stichwort „Seide“ im 36. Band des „Großen Universallexikons aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden“, 1743 verlegt in Halle und Leipzig von Johann Heinrich Zedler, die Spalten 1334 bis 1379. Im sogenannten „Krünitz“, nach dem Lexikographen Johann Georg Krünitz benannt, gibt es ebenfalls zu „Seide“ eine umfangreiche Abhandlung.³⁸

Die Kostbarkeit, besser: der hohe Preis für Seide auch heute noch liegt in den Werdeprozessen bis zum fertigen Gewebe: von Maulbeerbaumblättern über die Seidenraupe, ihre Verpuppung zum Kokon, das Abtöten der sich zum Seidenspinner entwickelnden verpuppten Larve durch Hitze, dann Trocknen, Entflocken, Sortieren und Kochen der Kokons zum Aufweichen des Serizins oder Seidenleims und das Aufwickeln der Seidenfäden. Erschwerend kommen die Neigung für Insektenbefall und Erkrankungen wegen der seit langem betriebenen Züchtung hinzu. Der Preis des fertigen Seidengewebes ist an die Bewältigung dieses anfälligen Werdeprozesses gebunden, der sich bis heute nicht ausreichend manipulieren und in Massenproduktion überführen lässt. Die mit der Mechanisierung entwickelte Erleichterung ergab sich erst zur Herstellung des Seidengewebes durch den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführten, aufwändig konstruierten Jacquardwebstuhl. Der wiederum sorgte für die auch in der Baumwollverarbeitung gelegene Gefährdung von Arbeitsplätzen und den Wegfall von Handwebereien.

Zunächst sprachen also ökonomische Gründe dafür, den teuren Handelsartikel Seide soweit wie möglich in eigenes Wirtschaften zu überführen. Denn die Römer klagten bereits über den enormen Verlust von Gold im Tausch für diese Luxusware, was sich als Auslöser bis in die Opiumkriege gegen China im 19. Jahrhundert fortsetzen sollte. Seit dem 8. Jahrhundert wurden dann über Jahrhunderte von Europa aus Sklaven verkauft, um zum einen an Seide und zum anderen wieder zu Gold zu kommen. Denn die muslimischen Herrschaften hatten großen Bedarf an *weißem Fleisch*,

37 Friedrich Schäffer, *Geschichte des Frankfurter Waisenhauses von seiner Entstehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waisenhauses im Jahre 1829*, Frankfurt a. M. 1842, S. 75 f. Der heutige Leser wüsste gern mehr darüber, was „angeblich seiner zu großen Kostbarkeit wegen“ heißen soll. Anzunehmen ist, dass der Aufwand, mit dem der Industriezweig betrieben wurde, höher war, als durch die Kinderarbeit an Lohnersparung gewonnen wurde. Man denke nur an die Anfälligkeit der Raupen für Krankheiten.

38 Siehe <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/>.

vor allem dem von jungen Frauen. Die europäische orientalistische Malerei des 19. Jahrhunderts vertiefte sich in dieses Thema mit der üppigen Ausgestaltung von Sklavenmärkten und Haremszenen, nachdem die Sklaverei offiziell abgeschafft war.³⁹

Maurice Lombard schreibt über eine Epoche des auffälligsten europäischen Sklavenhandels vom mittelalterlichen Ostfrankenreich aus:

„Innerhalb von 50 Jahren, zwischen 912 und 961, steigt ihre Zahl [– das sind die in die Sklaverei ins muslimische Spanien verkauften Slawen –] von 3.750 auf 13.750 und vermehrt sich um 10.000 Individuen, worin sich neue Käufe niederschlagen; die männlichen Wesen werden meistens kastriert. (...) Ein Sklave bringt 100 Dinare im Durchschnitt ein, so dass 10.000 Sklaven einen Wert von einer Million Dinar darstellen, was einer Goldmenge von 5.000 kg entspricht; allein für Córdoba sind jährlich 100 kg Gold für den Kauf von Slawen zu veranschlagen. Zählt man hierzu die Summen, die für die anderen großen Städte Spaniens und die Residenz des Kalifen zu veranschlagen sind, außerdem noch die Summen, die für den Transit in den muslimischen Orient anzusetzen sind, dann wird vorstellbar, was Liutprand mit ‚immensum lucrum‘ (= immenser Gewinn) gemeint hat, den die Händler von Verdun machten, und Adalbert von Prag, als er dieses ‚infelix aurum‘ (= unglückliche Gold) beweinte, dieses Gold, das das Unglück mit sich bringt.“⁴⁰

Erst im 16. Jahrhundert gibt es dann, nachdem sich im Mittelmeerraum nach frühem Beginn in Byzanz (ca. 550) vor allem in Italien ab dem 12. Jahrhundert Seidenbauzentren entwickelt hatten, in Deutschland den Versuch, eine eigene Seidenindustrie zu etablieren, um die Wirtschaft nicht durch zu hohe Ausgaben für den Handel mit Seide zu belasten. Aus Preußen, das im 18. Jahrhundert kräftig in den Seidenanbau investierte und sogar besonderen Unterricht zur Seidenkunde einrichtete, sind im Krünitz folgende Informationen zum Seidenbau überliefert:

„1) Verordnung wegen Bepflanzung der Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen vom Jahre 1719. - 2) Edikt wider die Beschädigung der Maulbeerbäume vom 15. December 1746. - 3) Berichts=Tabellen wegen der Maulbeerbäume und des Seidenbaues aus verschiedenen Inspectionen. - 4) Verordnungen zur Beförderung des Seidenbaues, vom 1sten August und 19ten October 1782. - 5) Anweisung, wie die Abhaspelung der Seide zu einem höheren Grade der Vollkommenheit zu bringen, von 1784. - 6) Anweisung, wie gute Maulbeerhecken mit dem besten Fortgange anzulegen, und nützlich zu gebrauchen sind, von 1784. - 7) Nachricht vom Seidenbau des Jahres 1786 von dem Herrn Kabinetminister Grafen Herzberg, vom Februar 1787. - 8) Königliche Verordnung zur Beförderung der Maulbeerbaumplantage und des Landseidenbaues, am 3. Mai, 1788. - 9) Instruction für sämtliche Plantagen= und Seidenbau=Inspectors in den Königl. Preußischen Landen, excl. Schlesien, vom 12ten September, 1788. - 10) Nachricht der Immediat=Landseidenbaukommission von dem Landseidenbau in den Königl. Preußischen Landen vom Mai 1788 bis 1789. - 11) Nachricht von dem Landseidenbau in den Königlich Preußischen Landen vom Mai 1789 bis 1790. - 12) Nachricht von dem Zustande der Maulbeerbaumzucht und des Seidenbaues in den Königl. Preußischen Staaten vom Mai 1790 bis 1791.“

Im Krünitz werden nach einer Beschreibung aller Länder, von denen Seidenbau bekannt ist, für Deutschland drei Epochen zwischen dem Ende des 16. Jahrhunderts und dem Anfang des 19. Jahrhunderts beschrieben, in denen der Seidenbau jeweils angefangen und wieder aufgegeben wurde, während für die 1821 angefangene dritte Epoche noch keine Ergebnisse bei Abfassung des Artikels vorlagen. Von heute aus ist festzustellen, dass sie auch nicht von Bestand war. Meistens war Seuchenbefall der Seidenraupen Grund für das Ende.

³⁹ Siehe Orientalismus (Kunst).

⁴⁰ Maurice Lombard, *Monnaie et histoire d'Alexandre à Mahomet*, (Études d'économie médiévale : tome I), École pratique des hautes études, Paris 2001, S.199-200.

Was die Seide angeht, wäre es für den europäischen Markt am günstigsten gewesen, wenn genügend Europäer im Seidenbau bewandert gewesen wären, um ihn während der europäischen Expansion in den eroberten Gebieten unter ihre Kontrolle zu bringen. China und Japan als Zentren des Seidenbaus sperrten sich jedoch lange gegen europäische Einflussnahme. Im Unterschied zur Baumwolle, deren Anbau und Ernte in Amerika unter massenhaftem Einsatz von Sklaven betrieben werden konnten und die englischen Industriezentren belieferten, ließ sich mit dem Seidenbau so nicht umgehen. Er bedurfte eines Einsatzes, für den die Voraussetzungen sich nicht aus bloßer Eroberung ergaben, sondern auf hochqualifizierte einheimische Arbeitskräfte – oder auch auf zarte Mädchenhände – zu setzen gewesen wäre, die über Sklavenarbeit wie bei der Baumwolle nicht ersetzt werden konnten. Erst nach der gewalttätig erfolgten Öffnung Chinas konnte anderer Druck auf den Seidenbau ausgeübt werden. Für europäische Bedürfnisse sollte er ausgedehnt werden. Das führte dazu, dass fingerfertige Mädchen im Alter von 7 oder 8 Jahren, vermittelt von ihren bedürftigen Eltern, die Bearbeitung der Kokons zur Gewinnung des Seidenfadens übernehmen mussten – man denke an das Frankfurter Waisenhaus! –, um die Familie zu ernähren. Diese Kinderarbeit begleitete den Seidenbau bis weit ins 20. Jahrhundert.⁴¹

Der Vorlauf zum fertigen Seidengewebe war also unabhängig von europäischem Kolonialismus am ehesten der Bereich für die kolonialistische Zurichtung der Lebenswelten, nicht nur im Zuchtbereich von Maulbeerbaum und Seidenraupe mit besonders geschützten klimatischen Bedingungen. Das ist im Baumwollanbau ganz anders. Der Werdeprozess verläuft vom ausgesäten Samen zur reifen Pflanze auf großen Plantagen, heute völlig mechanisiert. Menschliche Arbeitskraft ist überflüssig geworden.

Wie sich der Werdeprozess bis zum Seidenfaden bereits als eine Form der *Kolonialisierung der Lebenswelten* beschreiben lässt, ergibt sich aus der Betrachtung des *Stoffwechsel zwischen Natur und Gesellschaft*. Denn der ist an einer wichtigen Stelle des Seidenbaus von Anfang an aus dem Gleichgewicht zu Ungunsten der Natur gebracht. Zur Verdeutlichung sei einer veganischen Perspektive das Wort gegeben:

„Seit Jahrtausenden kann die Seidenspinnerraupe nicht ohne menschliche Fürsorge und Fütterung überleben. Es gibt keine wilden Maulbeerseidenspinner oder Falter, die in der Wildnis leben.

Durch die Jahrtausende der Aufzucht in Gefangenschaft entwickelte sich der Seidenspinner Bombyx mori zu einem blinden Falter, der nicht fliegen kann und nur wenige Tage lebt. Während dieser Zeit legt er ungefähr 400 Eier und stirbt nach vier bis fünf Tagen. Der Falter hat keine Fresswerkzeuge und kann kein Futter zu sich nehmen.

Die Seidenraupe spinnt ihren Kokon ungefähr während 5 Tagen und verbraucht dabei einen großen Teil ihrer Körpermasse. Dann beginnt die Puppenruhe und nach ca. 10 bis 15 Tagen schlüpft der Falter aus.

An dieser Stelle greift der Mensch ein und unterbricht die Metamorphose der Puppe von der Raupe zum Falter.

Zur Gewinnung der Rohseide werden die Kokons etwa 10 Tage nach ihrer Fertigstellung durch die Seidenraupe in heißes Wasser oder Heißdampf gegeben, um das Sericin, den Seidenleim, zu lösen und den Seidenfaden abzuwickeln. Es kann ein bis zu 1500 m langer Endlosfaden von einem Kokon gewonnen werden.

Und an dieser Stelle scheiden sich auch die Geister, ob dieser Prozess als das Töten von Tieren zu werten ist oder nicht. Zum einen geben sich die Seidenraupen vollständig auf, indem sie den Kokon

41 Heide-Renate Döringer, wie Anm. 25, S. 203-208. Wenn die Mädchen 14 Jahre alt waren, konnten sie in die schon lange existierenden Schwesternschaften der Seidenfrauen eintreten, die dem Überlebenswunsch mit der Förderung der Selbstbestimmung entgegenkamen.

spinnen und als Seidenraupe nicht mehr weiterleben. Zum anderen würde ohne weitere Eingriffe ein Falter aus der Raupe entstehen können. ⁴²

Man mag das als einen vergleichsweise geringen Eingriff zu Ungunsten des Gleichgewichts im *Stoffwechsel zwischen Natur und Gesellschaft* einschätzen. Aber er hat Methode. In größerem Maßstab erfolgt dieser Eingriff etwa in der agroindustriellen Milcherzeugung, wo aus Milchkühen kurzlebige, hochproduktive Milchmaschinen gezüchtet werden, die nach wenigen Jahren ihren Weg zum Abdecker finden.

Unabhängig von diesen Betrachtungen war das, was für Europa immer zählte, der Handel. Um auch den außereuropäischen Handel unter Kontrolle zu bekommen, ließen sich die Europäer allerhand einfallen. Die Spanier und Portugiesen stillten zunächst ihre Gier nach Gold in Amerika. Mit dessen Einsatz im Handel konnten sie dann in Konkurrenz mit Briten und Holländern um asiatische Märkte kämpfen. Denn die Britische Ostindien-Kompanie hatte es auf die Monopolisierung des Welt Handels abgesehen und wollte ihr Kerngeschäft mit der Beherrschung des Handels mit Baumwolle, Seide, Indigo-Farbstoff, Salpeter und Tee auf andere Waren wie Gewürze ausdehnen. Der Handel mit Seide konnte wie beim Tee, dem Salpeter und Gewürzen im Unterschied zur Baumwolle nur dem Fertigprodukt in Gestalt von Rohseide dienen, die schon einen aufwändigen, krisenhaften und kostspieligen Werdeprozess hinter sich gebracht hatte, ehe sie europäischer Verarbeitung zugeführt werden konnte. Im europäischen Kolonialismus konnte es deshalb, was Seide anging, vorrangig um die Manipulation von Märkten gehen, indem man Seidenbaugebiete in verschiedenen asiatischen Ländern gegeneinander ausspielte, um den sowieso schon hohen Preis zu drücken.⁴³ Diese Fertigkeiten in der Manipulation der Preise kamen schon zu Zeiten Timurs in kleinerem Maßstab auf dem Basar in Samarkand zum Zuge (siehe weiter vorn Seite 21).

Die Versklavung von Menschen, um in den Besitz der Mittel zu gelangen, die sich gegen Seide eintauschen ließen, oder der Einsatz von Mädchen in China, von Sklavinnen in der türkischen Seidenmanufaktur von Bursa im 16. Jahrhundert oder gar der direkte Tausch von Sklaven gegen Seide stellen, anthropozentrisch gesehen, ein deutlicher kolonialistisch geprägtes, aber inzwischen überwundenes Verhalten dar.

Was die Verarbeitung von Rohseide angeht, hat sie in den im 21. Jahrhundert übrig gebliebenen Zentren des Seidenbaus über die Rationalisierung und Technisierung auch zu einer Disziplinierung der gerade in der Textilindustrie durchweg von Frauen gestellten Arbeitskräfte geführt, so dass in Europa nur unter besonderen Bedingungen, wie sie in Italien gewissermaßen nostalgisch gepflegt werden können, noch Menschen für das alte, handwerkliche, arbeitsintensive Weben und Verarbeiten von Seide gewonnen werden können, was sich in entsprechend hohen Preisen niederschlägt, die jenseits des Horizonts von Mittelschichtangehörigen liegen.

Ins Zentrum einer wirklichen kolonialistischen Auseinandersetzung geriet China selbst jedoch gerade wegen seiner beiden hauptsächlichen Exportprodukte Seide und Tee. Unter der Bezeichnung Ers-ter Opiumkrieg (1839–1842) und Zweiter Opiumkrieg (1856–1860) ist der Konflikt zwischen den europäischen Kolonialmächten des britischen und französischen Kolonialimperiums und China in die Geschichte eingegangen.

China war nämlich im 19. Jahrhundert durch die Abschottung gegen westliche Importe über die Ausfuhr von Seide und Tee zu einem Exportüberschuss gekommen und hatte Silbervorräte gehortet, so dass die Handelsbilanzen der viel Seide und Tee importierenden Länder durch den Abfluss von

42 Siehe dazu <https://seidentraum.wordpress.com/2013/08/03/seidenzucht-ethik-non-violent-ahimsa-vegan-bioseide/>

43 Siehe dazu ausführlich Mehdi Parvizi Amineh, *Die globale kapitalistische Expansion und Iran. Eine Studie der iranischen politischen Ökonomie (1500-1980)*, LIT, Berlin-Münster-Wien-Zürich-London 1999, S. 75, 83-90, 94, 116 f., 142 f.

Silber in Schräglage kamen, was die Römer schon beunruhigt hatte und was weltweit zu den Versuchen des Maulbeerbaumanbaus und des in Eigenregie genommenen Seidenbaus geführt hatte. Die Erfolge waren aber mehrheitlich gering, und die vorgenommenen Investitionen zahlten sich nicht aus. Also galt es, die Chinesen zum Geldausgeben und zum Importieren zu veranlassen. Dazu sollte die von Britischen Ostindien-Kompanie gesteuerte Einfuhr von Opium dienen. Seit 1821 wurde bengalisches Opium von Großbritannien nach China eingeschleust, um sowohl durch das Schaffen von Opiumabhängigkeit chinesische Geldausgaben zu erzwingen wie auch die wirtschaftlichen Aktivitäten negativ zu beeinflussen. Bis 1839 verfünffachte sich die Menge des eingeführten Opiums, so dass die chinesische Herrschaft auf Abhilfe sann und mit Strafmaßnahmen und Konfiskationen gegen die Händler vorging. Der Kaiser erließ noch 1839 einen Befehl, der Ausländern den Handel mit Opium verbot. Das rief britische Gegenreaktionen auf den Plan. Die Kriegsflotte wurde in Bewegung gesetzt, und der Erste Opiumkrieg wurde knapp drei Jahre lang mit Chinas vernichtender Niederlage als Ergebnis geführt. Der Kaiser musste sich verpflichten, die Handelshäfen Kanton, Xiamen, Fuzhou, Shanghai und Ningbo für Ausländer zu öffnen, alle Handelsbeschränkungen aufzuheben und Hongkong an die Briten abzutreten. China wurden zudem hohe Reparationskosten auferlegt.

Das Ergebnis dieses Handelskrieges war, dass China in halbkoloniale Abhängigkeit von Großbritannien geriet und seine Stellung als mächtigstes Land Asiens verlor.

Da sich der britische Kriegserfolg sehr leicht und schnell einstellte, wurden für die Chinesen selbst ihre strukturellen Schwächen gegenüber den Europäern deutlich, auf die es allein wegen ausbrechender innerer Unruhen zu antworten galt. So wird der Erste Opiumkrieg auch als Chinas Eintritt in die „Neue Geschichte“ gesehen: Der Protektionismus chinesischen Waren gegenüber wurde aufgehoben, und China öffnete sich mit allen Folgen dem Freihandel, was auch Chinas Anschluss an die Moderne bedeutete. Die Erinnerung an diesen Krieg zeigt den Chinesen bis heute, wie Europa seine kolonialistische Macht ausdehnte und den Opiumimport zusammen mit seinen Wirtschaftsinteressen militärisch durchsetzte.

Am vierjährigen Zweiten Opiumkrieg waren dann neben Briten auch Franzosen, die ihren Einfluss auf China vergrößern wollten, beteiligt. Ihre gemeinsamen Militärkräfte drangen bis in das bis dahin abgeschlossene Peking vor und verwüsteten es binnen weniger Tage Ende September bis Anfang Oktober 1860. Zwei Paläste wurden verwüstet. Mit Plünderungen und Raub eigneten sich die Eroberer alles, was ihnen kostbar erschien, und vor allem die Kunstschatze an. Großbritannien, Frankreich, Russland und die USA erzwangen sich das Recht, im bis dahin geschlossenen Peking Botschaften zu öffnen. Außerdem durften die Christen missionieren, und alle Einschränkungen des Opiumhandels wurden aufgehoben.

Die beiden Opiumkriege waren eher Handels- als Kolonialkriege, folgten aber den Interessen dreier Kolonialimperien – Großbritannien, Frankreich, Russland. Die Gier nach Seide und Tee als Luxus- und Genussobjekten war nur der Auslöser für die Öffnung des Landes, um mit eigenen Industrieprodukten am chinesischen Binnenmarkt teilzunehmen und die Handelsbilanzen auszugleichen. Die inländischen Bedingungen für den Seidenbau und den Teeanbau blieben sich gleich, zumal gerade der Seidenbau seine Beschränkung in sich selbst trug und Seide das Luxusgut blieb, das es an allen Herrschaftshöfen und für die Begüterten seit jeher war. Daran änderte auch die von den Europäern durchgesetzte Ausweitung der chinesischen Tee- und Seidenproduktion nur wenig. Sie sollte dazu verhelfen, industriell gefertigte Importgüter wie etwa englische Baumwollwaren finanzieren zu können. Diese Ausweitung geschah jedoch *„zu Lasten der Produktion von Grundnahrungsmitteln,*

was die Preise von Lebensmitteln nach oben und den Lebensstandard der Massen nach unten trieb“.⁴⁴

Europäische kolonialistische Vorzeichen konnten der Seide und ihrem seit Jahrtausenden existierenden Ruf letzten Endes nichts anhaben, außer dass sie jetzt in einem weiter ausgedehnten Netz als den verschiedenen Seidenstraßen auch in Amerika angekommen war, etwa zur Weiterverarbeitung von Rohseide aus Syrien, Palästina und dem Libanon in der kolonialen Karibik in St. Pierre auf Martinique, dem kleinen Paris der Antillen.⁴⁵ Aber in den USA hat Seidenbau nie Fuß fassen können, obwohl, wie Krünitz feststellt, im 19. Jahrhundert alle Bedingungen für sein Gelingen gegeben schienen.⁴⁶ Der Baumwollanbau mit Sklaven als Arbeitskräften blieb aber, da in Massenproduktion mündend, das lukrativere Geschäft. Für seine Betreiber warf er immer so viel ab, dass Seide zu den Stoffen gehörte, mit der man sich von der angeblich nach *Niggerschweiß* riechenden Baumwolle als Gewebe – so Chester Himes in „Schwarzes Geld für weiße Gauner“ – absetzen konnte.

Seide hat bis heute die imperialen Träume Asiens und Europas begleitet und überstanden. Edelmetalle oder Baumwolle sind/waren dort ebenfalls angesiedelt. Aber die besondere Stellung von Seide zeigt sich darin, dass sie in John Darwins Buch über den *imperialen Traum* im Register nur 17 Mal aufgeführt wird, die Baumwolle hingegen mit 37 und Edelmetalle mit 49 Erwähnungen als kolonialistische Ausbeutungsobjekte ihr leicht den Rang ablaufen. Das hat den Ruf der Seide eher gesteigert als geschmälert, auf keinen Fall aber beeinträchtigt.⁴⁷ Denn kolonialistisch erzwungene Maßnahmen konnten bezüglich der Seide nur in geringem Maße Einfluss auf den anfänglichen Werdeprozess nehmen. In gewisser Weise konnte europäischer Kolonialismus eine Zeit lang nur das strategische Trittbrett stellen, von dem aus den Gewinnzielen des europäischen Handels der wichtigste Stellenwert eingeräumt wurde.

44 Siehe dazu Thomas Straubhaar, *Der Opiumkrieg oder warum Ungleichgewichte im Welthandel schon immer Ärger gemacht haben*, 2011: http://www.hwwi.org/publikationen/hwwi-standpunkt-einzelansicht/der-opiumkrieg-oder-warum-ungleichgewichte-im-welthandel-schon-immer-aerger-gemacht-haben.html?no_cache=1.

45 Vgl. Gesine Müller, *Die koloniale Karibik: Transferprozesse in hispanophonen und frankophonen Literaturen*, de Gruyter, Berlin-Boston 2012, S. 247. Dazu auch Raphaël Confian, *Adèle et la pacotilleuse*, Collection Folio (n° 4492), Gallimard, Paris 2007.

46 „Ob der Seidenbau auch in Amerika betrieben wird, davon ist sehr wenig bekannt, obgleich sich das Klima, besonders in den Nord=Amerikanischen Freistaaten sich wohl dazu eignet, so wie auch in andern Gegenden dieses großen Welttheils.“ Dazu auch ein Text über den Seidenbau in den USA aus dem Jahre 1831: http://dingler.culture.hu-berlin.de/article/pj041/mi041088_14.

47 John Darwin, wie Anm. 10, S. 536 f., 543.

5 SEIDE UND DIE REICHEN UND SCHÖNEN IN ZWEI ROMANEN DER GEGENWART

Seide kann schon als Reizwort in Romantiteln auftauchen. Ohne nähere Angaben zu Autor, Erscheinungsjahr und Verlag lassen sich folgende Romane im Jahr 2016 erwerben: „Gefesselt in Seide“, „Das kunstseidene Mädchen“, „Blut und Seide“, „Das Wolkenvolk: Seide und Schwert“, dreimal verschiedene Romane mit dem Titel „Seidenspinnerin“ (Bergamasci Zari, Siwik, Angeliq), „Die Seidenstickerin“, „Die Seidenweberin“, eine Sammlung von Erzählungen „Wie Samt und Seide. Das tut der Seele gut“. Gesellschaftliches, Historisches oder ins Kriminelle reichende Liebes- und Eheszenarien mit schwerpunktmäßiger weiblicher Beteiligung bestimmen überall die Handlungen.

Sucht man für die Gegenwart Ähnliches zu Baumwolle, so gibt es keine deutschen Titel. Aber in der US-Literatur taucht etliche Male *cotton* auf: zweimal einfach „Cotton“ als Titel, „Cotton Song“, „Cotton comes to Harlem“. Auch ein französischer Jugendroman ist zu erwähnen: „Noir coton“. Dabei ist der Hintergrund immer die amerikanische Geschichte mit Baumwollplantagen, Baumwollhandel, Sklaverei und fortdauerndem Rassismus.

Hier sollen jetzt ein Weltbestseller aus Italien und ein eher unauffälliger deutscher Roman vorgestellt werden: Alessandro Barricos „Seide“ von 1996 und Rainer Wocheles „Sand und Seide“ aus dem Jahr 2012.

5.1 ALESSANDRO BARRICO, „SEIDE“ (1996)

5.1.1 INHALT

*„Ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges mitteilen, Monsieur.
Wir sind alle ekelerregend.*

Wir sind allesamt wundervoll, und wir sind alle ekelerregend.“

Hervé Joncour, mit seiner Frau zur Kur in Nizza weilend, zu einem anderen Gast, einem Kalbfleischhändler aus Dresden

Der kurze Roman⁴⁸ spielt zwischen 1861 und 1874 und umfasst die 13 intensivsten Lebensjahre des 70 Jahre alt werdenden Hervé Joncours zwischen seinem 33. und seinem 46. Lebensjahr. Als 24-Jähriger stand er noch am Beginn seiner Militärkarriere, die sein Vater, Bürgermeister des südfranzösischen Städtchens Lavilledieu, für ihn ausgesucht hatte. Baldabiou, ein zugezogener Bürger, richtete dort in den 1840er Jahren den Seidenbau ein, indem er eine Halle für die Seidenraupenzucht und eine Seidenspinnerei errichtete. Gleichzeitig ließ Baldabiou eine Kirche für die Hl. Agnes errichten. Baldabiou findet weitere Honoratioren und Grundbesitzer, die sich vom Seidenbau überzeugen lassen, so dass Lavilledieu in kurzer Zeit mit 9 Spinnereien zu einem blühenden Zentrum europäischer Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei wird. So lässt Baldabiou die Kirche um ein Kloster für die Hl. Agnes erweitern.

Als die Seidenraupen massenhaft zu sterben beginnen und der Seidenbau nicht nur in Lavilledieu, sondern überall in Europa in Gefahr gerät, gelingt es Baldabiou, Hervé Joncour (H. J.) dazu zu bringen, seine Militärkarriere abzubrechen und sich in den Handel mit nicht befallenen Seidenraupeneiern einzuarbeiten, damit das Gewerbe für Lavilledieu gerettet werde. H. J.s Aktivitäten weiten sich in den Mittelmeerraum aus. Er reist schließlich jedes Jahr Anfang Januar nach Syrien und Ägypten, um Seidenraupeneier einzukaufen. Jedes Mal ist er am ersten Sonntag im April zum

48 Die Seitenangaben folgen der dtv-Ausgabe von 2007: Alessandro Barrico, wie Anm. 29. – Die überzeugendste Analyse des Romans, die seiner an Musik angelehnte kunstfertigen literarischen Komposition gerecht zu werden versucht und seine Motive mit Verweisen auf andere Werke Barricos untermauert, finde ich bei [Emmanuelle Caminade](http://l-or-des-livres-blog-de-critique-litteraire.over-blog.com/article-seta-soie-de-alessandro-baricco-103816003.html) in einem französischen Literatur-Blog: <http://l-or-des-livres-blog-de-critique-litteraire.over-blog.com/article-seta-soie-de-alessandro-baricco-103816003.html>.

Hochamt in Lavilledieu zurück. Er hat noch einige Zeit mit dem Verkauf der Eier zu tun, aber „*den Rest des Jahres ruhte er sich aus*“ (S. 7). Der Handel mit Seidenraupeneiern bringt so viel ein, dass er mit seiner Frau Hélène ein angenehmes Leben führen kann. Die beiden sind und bleiben kinderlos und sichern ihr Leben mit den Annehmlichkeiten ab, „*die man in der Provinz gern als Luxus ansieht*“ (S. 8).

Seine Reisen werden umfangreicher, als die *Nosemaseuche* – als [Nosemose](#) in der Gegenwart für Bienenvölker verheerend – um sich greift und auch die von ihm besuchten Märkte in Syrien und Nordafrika heimsucht. Baldabiou möchte nämlich, dass er nach Japan reise. Seine Vermutung ist, dass in dem für Fremde unzugänglichen Japan am zuverlässigsten gesunde Eier zu finden sein müssen. Es heißt auch, dass dort die schönste Seide der Welt hergestellt werde: „*Einmal hatte er ein Tuch in der Hand gehabt, das aus japanischer Seide gewebt war. Es war, als hielte er das Nichts in den Händen*“ (S. 20). Baldabiou ist überzeugt davon, dass eine Insel, auf die seit 200 Jahren kein Chinese oder englischer Versicherungsagent gelangen konnte, auch von der Seuche der Seidenraupeneier verschont geblieben ist. Japaner selbst konnten die Insel nur als Auswanderer verlassen. Wollten sie zurückkehren, bedrohte sie die Todesstrafe. Zwar haben die Amerikaner 1853 Japan mit einem Ultimatum gezwungen, zwei Häfen im Norden für ausländische Schiffe zu öffnen und sich auf begrenzte Handelsbeziehungen einzulassen; so verkaufen sie auch ihre Seide, aber die Ausfuhr von Seidenraupeneiern ist untersagt.

In der Überzeugung, dass in Übersee fremde Gesetze nicht zu achten sind, soll H. J., von Baldabiou mit dreierlei Identitäten versehen, mit 80.000 Goldfrancs ausgerüstet über Schmuggelwege heimlich nach Japan einreisen. Mit verbundenen Augen wird er in ein Dorf in den Bergen geführt und kauft dort bei einem Mann, dessen Gesicht mit einem schwarzen Seidenschleier verborgen ist und der nicht spricht, Seidenraupeneier. Seine Heimreise wird jedoch noch am Dorfe unterbrochen, und er wird in das Haus des „*uneinnehmbarsten Mann(es) Japans*“ (S. 27) zurückgeführt, der sich ihm jetzt zu erkennen gibt und ihn auf Französisch auffordert, zu sagen, wer er sei. Dabei liegt eine junge Frau mit europäischen Gesichtszügen neben ihm, deren Haar er so streichelt, „*als streichelte er das Fell eines kostbaren, schlafenden Tiers*“ (S. 25). H. J. erzählt sein ganzes Leben, während sich seine Augen immer wieder mit denen der jungen Frau treffen und sie sogar aus H. J.s abgesetzter Teetasse trinkt. Später, als er wieder einen Schluck Tee trinken möchte, berührt er die Tasse genau an der Stelle, wo er noch den Lippenabdruck der jungen Frau meint ausmachen zu können.

Hara Kei, so der Name des vornehmen japanischen Herrn, eröffnet ihm, dass H. J. Fisch- anstatt Seidenraupeneier und er dafür auch falsches Geld erhalten habe. Jetzt bekommt er, was er wollte, und wird Hara Kei, nachdem er die Insel lebend verlassen haben wird, die vereinbarten Goldfrancs zukommen lassen. Hara Kei fordert H. J. sogar auf, wiederzukommen, denn er beginnt in ihm seinen „*französischen Freund*“ (S. 38, 63) zu sehen.

Das geschieht bereits im darauf folgenden Jahr, so dass er seine Frau im nächsten Oktober wieder für die Dauer seiner sechsmonatigen Reise allein lassen muss. Im Dorfe Hara Keis begegnet er einem Engländer, der in zahlreichen Kisten Waffen nach Japan bringt. Er erhält offensichtlich das Gold dafür, das H. J. für seine Seidenraupeneier zahlt. Der europäischen jungen Frau kommt H. J. immer näher. Am Vorabend seiner Abreise genießt er ein letztes Mal ein rituelles Bad. Seine Augen werden mit einem nassen Tuch bedeckt. Ein leichtes Seidentuch sinkt auch auf ihn herab, wie er auch die Hände einer jungen Frau überall auf seinem Körper spürt. Eine ihrer Hände legt ihm auch einen Zettel in die Hand. Wieder zurück in Frankreich erfährt er die Adresse einer Japanerin, Madame Blanche, die in Nîmes ein Stoffgeschäft betreibt, im Stockwerk darüber aber ein Bordell eingerichtet hat. Sie übersetzt ihm die japanischen Schriftzeichen auf dem Zettel, den H. J. aus Japan mitgebracht hat: „*Kommen Sie zurück, oder ich sterbe*“ (S. 53).

Im gleichen Jahr nimmt Hervé Joncour zum ersten Mal seine Frau für 14 Tage mit an die Riviera nach Nizza. Sie leben in einem Hotel und versichern sich ihrer Liebe. Am schönsten wäre es, wenn seine Frau mit einem Jungen schwanger würde. Aber die nächste Reise nach Japan zeichnet sich bald ab, weil die Unternehmer von Lavilledieu auf die guten japanischen Seidenraupeneier zählen, während Louis Pasteur vom Staat beauftragt wird, die Ursache der Seuche herauszufinden und gleichzeitig Nachrichten über einen in Japan bevorstehenden Bürgerkrieg (siehe [Bakumatsu](#)) ein treffen, hervorgerufen durch die mit der von den Amerikanern erzwungenen Öffnung Japans und dem fortbestehenden Isolationsinteresse. H. J. kann der jungen Frau, noch bevor er Hara Kei begrüßt, den Zettel in die ihm entgegengestreckte Hand legen, den sie ihm vor einem halben Jahr hatte zukommen lassen. H. J. registriert Hara Keis Zurückhaltung und sein Bedürfnis, die junge Frau von ihm fernzuhalten. Als er in der Nacht in sein Haus zurückkehrt, trifft er auf die junge Frau in der Begleitung eines jungen asiatischen Mädchens. Sie führt seine Hand an ihre Lippen, legt sie dann fest auf die Hände des sie begleitenden Mädchens und verschwindet. H. J. verbringt mit dem Mädchen lange Liebesstunden. Als er am nächsten Tag das Haus Hara Keis aufsucht, ist es verlassen und wie ausgestorben. Wie immer verlässt er Japan und kehrt über den asiatischen Landweg nach Frankreich zurück, wo er wie jedes Mal Anfang April eintrifft und den Fortgang der Arbeit im Seidenbau aufrecht erhält.

Nach einer ungestümen Liebesnacht mit Hélène zieht er sich tagelang zur Arbeit am Entwurf eines weiten Parkes auf seinem Grundstück zurück. Dann reist er mit Hélène wieder nach Nizza. „*Gemeinsam verbrachten sie drei Wochen eines kleinen unantastbaren Glücks*“ (S. 76). In dieses Glück gehört der Augenblick, als er, mit Hélène zu Gast beim Fest eines italienischen Barons, beobachtet, wie ein verführerischer englischer Gentleman vertraulich mit Hélène flüstert und sie sich lachend zu ihm hinüberneigt. Am Revers des Engländers sieht er die gleichen blauen Blumen, die die Pariser Herren, zurück von einem Besuch bei Madame Blanche, der Japanerin in Nîmes, als Schmuck an ihren Abendanzug stecken, wie Baldabiou ihm erzählt hat, und die Madame Blanche wie Ringe an ihren Fingern trägt. Ein kleiner Silberlöffel in seiner Hand beginnt zu zittern. Er wendet sich an einen anderen Gast und vertraut ihm wegen seiner vom Alkoholgenuss gelösten Zunge an, was er von sich und seinesgleichen hält: „*Wir sind allesamt wundervoll, und wir sind alle ekelerregend*“ (S.77).

Obwohl Pasteur inzwischen gesunde von angesteckten Seidenraupeneiern unterscheiden und auch anderwärtig für gesunden Ersatz für das Weiterbetreiben der Wirtschaft in Lavilledieu gesorgt werden kann, begibt sich H. J. ein viertes und letztes Mal auf die Reise nach Japan.

Das Dorf Hara Keis ist zerstört und weit und breit alles niedergebrannt. H. J. sieht sich „*am Ende der Welt*“ (S. 85). Er findet einen Jungen, der ihn über dieses Ende hinausführt, bis sie nach einigen Tagen auf den Zug der aus dem Dorf Geflohenen stoßen. Als Hara Kei sie bemerkt, fragt er H. J. ohne Gruß, was er, Franzose, hier im Kriege wolle. Den Jungen sieht er eines Morgens tot an einem Baumast hängen, löst ihn und legt ihn auf die Erde. Der Zug der Fliehenden zieht an ihm vorbei, die junge Frau wohl versteckt in einer verhängten Sänfte getragen. Während er neben dem Jungen kniet, hört er Hara Keis Stimme, die ihm erklärt, dass der Junge sterben musste, weil die Gesetze dieses *altmodischen Landes* verlangen, dass der Liebesbote, der der eigenen Herrin eine Botschaft überbringt, des Todes sei. H. J. wird ein Gewehrlauf an die Schläfe gesetzt, während der Zug sich weiterbewegt. Von der Sänfte nimmt er nichts als die bunten Seidentücher wahr, die ohne einen Spalt das Nest verbergen, aber „*leichter als das Nichts*“ (S. 95) wirken. H. J. behält sein Leben. Hara Kei verlangt von ihm, dass er das Land nie mehr betrete.

Der Transport der in Japan noch erworbenen Eier misslingt wegen der Zeitverzögerung und der einsetzenden Wärme. Bereits in Deutschland muss er feststellen, dass keines der Millionen Eier überlebt hat.

Die bevorstehende arbeitslose Saison in Lavedieu überbrückt H. J., indem er die Beschäftigungslosen seinen Park ausbauen lässt. Nur Baldabiau erzählt er, was er erlebt hat. Es ist Anfang September. Baldabiaus einzige Reaktion auf H. J.s Erzählung: „*Warum zum Teufel ist es bloß so gottverdammte kalt?*“ (S. 103).

Die Versorgung des örtlichen Seidenbaus mit japanischen Eiern ist ab 1866 wegen neuer Handelserleichterungen unproblematisch. Außerdem hat sich die Reisezeit durch die Eröffnung des Suezkanals erheblich verkürzt. Baldabiau gibt 1871 seinen Seidenbau auf, schenkt seine beiden Seidenspinnereien H. J. und verlässt die Stadt. Der verkauft die Spinnereien für einen Spottpreis an einen Bekannten. Kurz darauf erkrankt Hélène und stirbt.

In aller Gelassenheit, in Frieden und bei guter Gesundheit freut H. J. sich an der immer wieder frisch entstandenen Seide, erzählt seinen Mitbürgern aus seinem Leben oder verbringt geruhsame Stunden in seinem weiten Park. So lebt er noch 23 Jahre.

5.1.2 SEIDENBAU – ARBEITSBESCHAFFUNG, REICHTUM, MÜSSIGGANG UND LUXUS

Der Inhalt wurde deshalb so umfangreich dargestellt, weil ich das Augenmerk weniger auf die handelnden Personen und ihre Rollen richte, sondern darauf, welches Gewicht Barrico der Seide als Titelgeberin zukommen lässt. Er gibt ihr nämlich einen sehr konkreten, in die gesellschaftlichen Gegebenheiten eingelassenen Stellenwert mit wichtigem Blick auf das Gelingen oder die Gefährdungen des Seidenbaus, wovon die Lebenswelt der von Lohn abhängigen Bevölkerung ganz anders als auf Unternehmerseite geprägt ist. Dabei wird durch die Betonung der Leichtigkeit und manchmal wie ein Nichts erscheinenden Seide auf symbolischer Ebene der Seidenbau selbst als wirtschaftliche Tätigkeit auf die Ebene des *Homo ludens* gerückt.

Dafür gibt Baldabiau als zugereister Seidenbauunternehmer in größerer Deutlichkeit als H. J. ein Beispiel. Er ist Billardspieler und im frequentierten Café der Stadt bekannt dafür, wie er seine beiden Arme, von denen der eine leicht verkrüppelt ist, gegeneinander spielen lässt. Seine die unmittelbare Notdurft des Lebens überschreitende Seidenbautätigkeit findet ihren ersten Ausdruck, als er Kirchenbauten für die Hl. Agnes (siehe [Agnes von Rom](#)) errichten lässt. An H. J.s Handeltätigkeit hat er viel weniger Interesse als an dem, was er über seine Reisen zu berichten weiß. Da er sich vorgenommen hat, die Stadt wieder zu verlassen, wenn sein verkrüppelter Arm im Billard über den gesunden Arm siegt, was in der Vormittagszeit des 16. Mai 1871 geschieht – Zeit der in Berlin am Brandenburger Tor anberaumten preußischen Siegeszeremonie anlässlich des großen Sieges über Frankreich und der Gründung eines ersten deutschen Nationalstaates –,⁴⁹ verschenkt er seine Unternehmen und verlässt die Stadt mit nicht mehr als einem Koffer als Gepäck (S. 119 f.). H. J. ähnelt ihm in anderer Weise. Barrico lässt seinem Protagonisten im letzten Satz sein Leben als ein *unerklärliches, schwereloses Schauspiel* (S. 127) erscheinen. Damit hebt er es auf die Ebene der von ihm immer wieder als *leichtes Nichts* beschriebenen Seidentücher.

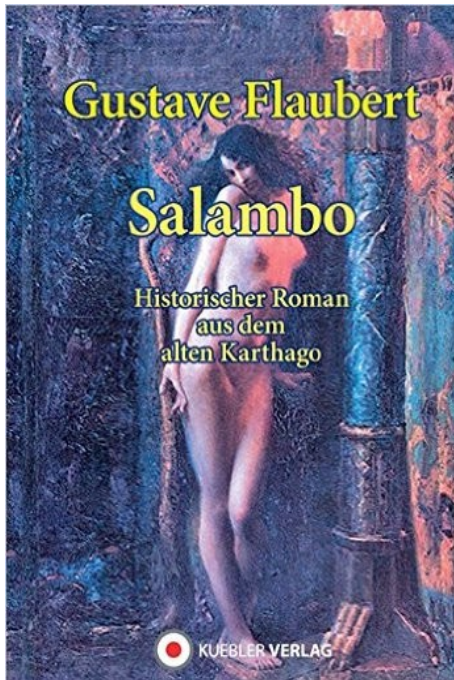
Diese Schwerelosigkeit hat er allerdings in der Chronologie der Romanhandlung so verankert, dass sie einen bestimmten Charakter erhält. Denn zweimal erwähnt er den Roman „[Salammbô](#)“⁵⁰ von Flaubert, zweimal auch Abraham Lincoln, seine Ermordung und den sich in den USA abspielenden Bürgerkrieg um die Sklavenarbeit im Baumwollanbau.

Der Roman Flauberts führt in die mittelmeerische Antike in die [Punischen Kriege](#) zurück, und zwar in den Aufstand der Söldner gegen Karthago, das deren Entlohnung für den Kriegseinsatz verweigert. Die von Rom initiierten Kriege sollen der Expansion des römischen Imperiums dienen. Flaubert schildert einen sinnlichen und gewalttätigen Orient, indem er sich an den spärlichen

49 Eine der zahlreichen genauen Datumsangaben im Roman, die über sich hinausweisen: „*Der Festeinzug der siegreichen Truppen am 16. Mai 1871*“ (<http://www.gibs.info/index.php?id=680>).

50 Siehe http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8665.

Quellen der Überlieferung orientiert und so noch genug Raum für seine fiktionale Ausgestaltung hat. Flauberts Erzählen erfolgt wie bei Barrico mit vielen Wiederholungen und der Veränderung gleicher Elemente, was sie mit neuer Bedeutung auflädt. So lässt sich der Roman wie auch „Seide“ als ein Spiel von Beziehungen der Handlungsträger zueinander und ihrer Perspektiven lesen.



Salambo ist als Priesterin eine der frommen Jungfrauengestalten, wie sie auch die Hl. Agnes darstellt. Sie sind in ein Verwirrspiel von Bewahrung und Selbstaufgabe eingebunden, in dem Keuschheit und Unkeuschheit, Unschuld und Schuld, Treue und Untreue, aber auch Sanftmut und Gewalttätigkeit nicht immer scharf voneinander zu trennen sind.

Das setzt sich bei Barrico in den ganz irdischen weiblichen Gestalten fort.

Sowohl Hélène wie auch Hara Keis junge Begleiterin, am deutlichsten und zwielfichtigsten Madame Blanche als Stoffhändlerin, Übersetzerin und in Verlängerung dazu als Kupplerin sind dafür kennzeichnend. Erst als Madame Blanche sich nach Paris zurückzieht, um als Geliebte mit einem einflussreichen Herrn zusammenzuleben, gibt sie auch die Gewohnheit auf, Ringe aus kleinen blauen Blumen zu tragen, mit denen sich die Herren, die sie in Nîmes besuchen, nach ihrer Abreise schmücken. Auch Hélène zählt, wie ihr Mann sehr spät erfährt, zu ihren Besucherinnen. Für sie wird sie zu einer

kupplerischen Übersetzerin, wie sie es zuvor bereits bei H. J.s japanischem Zettel war und wieder sein wird. Ein langer, mit japanischen Schriftzeichen geschriebener, erotisch lüsterner Brief mit in Macht und Unterordnung ausgeschmückter Beischlaffantasie, den H. J. nach seinen vier Japanreisen in Lavilledieu erhält, kommt nämlich nicht aus Japan, sondern von Hélène, wie er von Madame Blanche nach Hélènes Tod erfährt, als er zu ihr nach Paris reist, nachdem sie ihn ihm noch zu Lebzeiten Hélènes in Nîmes übersetzt hatte. Er hat es geahnt. Madame Blanche bestätigt ihm nämlich, was er vermutet, dass Hélène so habe sein wollen wie jene Frau in Japan, von der sie sich in ihrer Vorstellung ein ausschweifendes Bild gemacht hatte (S. 125).

Bleibt die Frage, was es denn mit H. J.s Aussage auf sich hat, wenn er sein leichtes Leben so beschreibt: „*Wir sind allesamt wundervoll, und wir sind alle ekelerregend.*“ Wenn ihm sein Leben zusammengefasst wie ein *unerklärliches, schwereloses Schauspiel* vorkommt, dann scheint es vom „*Ekelerregenden*“ wieder befreit zu sein. Die Seide als ständiges Accessoire scheint davon auch nicht betroffen zu sein, wenn auch die massenhaft von Krankheiten befallenen Eier und an Seuchen sterbenden Seidenraupenwürmer eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Seidenbaus bleiben müssen. In der Seide als Handelsprodukt und als auf dem Leib getragener angenehmer, edler Stoff sind die Erinnerungen an den schwierigen Werdeprozess so zum Schweigen gebracht wie die in H. J.s an reichlichen Alkoholkonsum gebundene klare Einsicht, als er Menschen seines Standes in einer Festveranstaltung geballt versammelt sieht und er ahnt, wenn nicht sogar weiß, wozu sie fähig sein und was sie sich alles leisten können, wenn sie ihres Vergnügens halber die Lebenswelten anderer Menschen durcheinander bringen, wie er es wie selbstverständlich bei seinen Reisen in Japan getan hat. Allerdings hatte er mit dem Jungen als Führer und Botschafter seiner Liebe eine Grenze überschritten, wofür er hätte fast genauso mit seinem Leben büßen müssen wie der Junge. Als er sich selbst als von der augenscheinlichen Untreue seiner Frau während seiner Abwesenheit betroffen sehen muss, zeigt seine Wahrnehmung, „*dass seine Hand, die einen kleinen Silberlöffel umklammerte, unzweifelhaft zitterte*“ (S. 77), wie tief verletzt er mit einem Male ist.

Der Gast aber, dem gegenüber er seine Bemerkung macht, „*brach in schallendes Gelächter aus, wobei er immer wieder mit dem Kopf nickte. Es hatte den Anschein, als hörte er überhaupt nicht mehr auf*“ (S. 77 f.).

Solches Gelächter ist immer ein Zeichen der Befreiung und der Hilflosigkeit. Der Hilflosigkeit deshalb, weil die Erkenntnis aufblitzt, wie in allem „*Wundervollen*“ das Gegenteil aufbrechen und niemand verhindern kann, dass er/sie selbst am „*Ekeleregenden*“ teilhat oder darin landet und – wie bei clowneskem Missgeschick – die anwesenden Zuschauer in haltloses Gelächter ausbrechen. Der von H. J. angesprochene Gast teilt das Gelächter jedoch nur mit sich selbst.

Aus dem faszinierenden *leichten Nichts* der Seide entsteht so der die Augen ablenkende und fesselnde Schleier, hinter und unter dem alles Unangenehme der Wirklichkeit schnell versinkt. Seide gaukelt wie kaum etwas anderes den Luxus vor, den unvorhersehbaren Unbilden des Lebens nur gedämpft ausgeliefert zu sein.

An Barricos Roman wird wie an der Seide das Zarte und Leichte der Geschichte gelobt. Es ist ganz sicher vorhanden, aber nur deshalb, weil Barrico den Anschein erweckt, dass das sorgfältig aufgefächerte Zeitgeschichtliche der Seide nichts von ihrer Wirkung nehmen kann. Aber das Leben H. J.s muss für den Leser nicht das *unerklärliche, schwerelose Schauspiel* sein, das H. J. in ihm sieht. Barrico zeigt detailreich, dass es der Mittel bedarf, es sich so einzurichten. Denn H. J. hat eher von klein auf einen goldenen Löffel im Mund, als dass es viele Situationen gibt, in denen *ein kleiner Silberlöffel unzweifelhaft in seiner Hand zittert*. Es bleibt auch Baldabious Feststellung, die er im Anschluss an H. J.s Japanerzählung äußert, in Kraft: „*Warum zum Teufel ist es bloß so gottverdammst kalt?*“

5.2 RAINER WOCHELE, „SAND UND SEIDE“ (2012)

5.2.1 INHALT

[Rainer Wochele](#) ist ein Autor, der mir bis zu meiner Suche nach Romantiteln, in denen der Begriff „Seide“ vorkam, unbekannt war. Nach einem ersten Einblick stand mir nicht der Sinn danach, das Buch zu lesen. Nach einigem Anlauf habe ich die Lektüre bewältigt.

Auf seiner Domain stellt der Autor eine Präsentation seines Romans bei Radio Bremen vor:

„*Eine Liebesgeschichte. Eine Frau, ein Mann. Passen eigentlich nicht zusammen. Eigentlich. Sie: Touche Karrieristin aus der Großstadt, er frustrierter Outdog aus dem Straßengraben. Wie soll das gut gehen? Wie soll das überhaupt gehen? Ein Paar wie Sand und Seide. So auch der Titel des neuen Romans von Rainer Wochele. Hans-Heinrich Obuch über ‚Sand und Seide‘...*

Sie..., sie ist auf der Flucht – auf der Flucht vor den Steuerbehörden. Dreck am Stecken. Aber das wird sich schon einrenken. Hofft sie. Erstmal aber will sie nur weg! Eine Geschäftslady, die auch in der Not Contenance bewahren möchte, die sich auch angesichts einer großen Niederlage noch als ‚Herrin des Geschehens‘ fühlt, die Chefin bleiben will. Sie will weiter die Rolle des edlen Wesens, der eleganten Frau spielen. Sie sieht sich immer noch als Luxusweib, auch wenn ihre Attraktivität gerade arg unter der rasanten, hektischen Fahrt leidet...

Und dann begegnet sie ihm am Straßenrand: einem Loser, einem heruntergekommenen Mittdreissiger, also in ihrem Alter. Ungepflegt, aber nicht unästhetisch. Der Charme des verwegenen Zynikers blitzt bei ihm auf. Er wirkt bei aller Ruppigkeit anziehend auf sie. Die beiden gehen nicht pfleglich miteinander um. Verbaler Schlagabtausch mit Wortwitz, die beiden schonen sich nicht, starke Persönlichkeiten im Psychoduell. Und immer auch Nähe, zunächst nur seelisch, körperlos, dann aber...

Ein Kammerspiel in freier Wildbahn. Das massive Aufeinandertreffen zweier Alphatiere, die sich ihre Schwächen nicht eingestehen wollen. Eine Frau, die auf Sieg programmiert ist, und ein Mann, der seiner Lebenskrise mit nahezu professionellem Sarkasmus begegnet. Zwei Menschen, die abhängig sind von den Erwartungen einer Gesellschaft, die offensichtlich nur die Gewinner liebt. Eine Gesellschaft, die Verlierer bestenfalls mal gerade erträgt. Rainer Wochele erzählt uns die spannende Geschichte eines kurzweiligen, aber anstrengenden, schwierigen Paares. ‚Sand und Seide‘, aber auch Feuer und Wasser. Wochele schildert ihre intensive Begegnung in einer vibrierenden Sprache – mal zupackend, aggressiv, schwül, mal sanft, voller Sehnsucht und Hingabe. Sand und Seide – eine eindringliche Beziehungsstudie. Wie gesagt: eine Liebesgeschichte, aber nicht unbedingt eine Urlaubslektüre für Frischverliebte...“⁵¹

Ergänzend dazu im Deutschlandfunk die Sendung „Büchermarkt“:

„Das Kammerspiel beginnt, Zuschauer ist die Natur: Wolken, Wald, Vögel, Ameisen. Wie auf einer Bühne kreisen die beiden nun, Mann und Frau, umeinander, loten sich aus. (...)

Rainer Wochele hat aus einem Theaterstück einen Roman gemacht. Das merkt man, denn sein Roman weist die typischen Merkmale einer antiken Tragödie auf: die Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Aber er schildert seine beiden Figuren vor allem durch Innensichten, durch Monologe. Zuerst nehmen die beiden den jeweils anderen als Repräsentanten der gegensätzlichen Gesellschaftsschicht wahr, aber je mehr sich die Lage zuspitzt – sie wird mittlerweile von der Polizei gesucht –, müssen beide, – die erotische Spannung macht es möglich –, ihre Bilder revidieren und den anderen als Menschen und nicht als Projektionsfläche wahrnehmen. (...)

Das Ende ist ... kein Happy end. Auf dieses läuft der Roman zwar hinaus, aber es ist seine Qualität, dass dies der Autor vereitelt.“

Orientiere ich mich an der Information, dass Ausgangspunkt für den Roman ein Theaterstück ist, erklärt sich für mich ansatzweise der gewöhnungsbedürftige Sprachgebrauch. Als Imitation einer schnoddrig hingehauenen Anweisung mit überkandidelten Spitzen für die Geräuschkulisse kann ich das Kommende vielleicht durchgehen lassen und gerade noch verkraften:

„Man sah: der schlaksige Wind schmuste ein wenig mit ihrer Frisur, glitt dann auch über sein Gesicht und zu den mäßigen Geheimratsecken hinauf, griff lässig ins strähnige Dunkle. Unten im Wald an der Baustelle begann jetzt eine Elster mächtig zu schimpfen; empörte sich wohl über den glänzenden Riesenkäfer im Sand“ (S. 68).

Oder:

„Man hörte: die Elster an der Straße konnte sich kaum beruhigen wegen der Riesenschnecke in ihrem glänzenden Haus, die da in ihr Elsterrevier gekrochen war. Der Kuckuck meldete sich wieder zu Ton, versuchte die schrill Schäkernde mit einem klanglichen Valium zu besänftigen. Fern am Horizont hatte jemand die Wolkenkissen gegen rosafarbene ausgetauscht, und die in die Knie gegangene Sonne hatte ihren Dimmer gleichfalls auf rötlich gedreht. Ein Hund, hörte man, bellte sich irgendwo dem Abend zu“ (S. 69 f.).

Aber es ist nicht nur die Geräuschkulisse, die gewöhnungsbedürftig ist. Die Charakterisierung der beiden Protagonisten und ihrer Verhaltensweisen überdreht sich streckenweise in einem gewollten Sprachwitz, wobei derbe Einlagen *in sexualibus* nicht einmal mehr wie Ausrutscher wirken.

Oben heißt es, dass es eine Qualität des Romans sei, dass das *Happy end*, auf das die Handlung hinauszulaufen scheine, vom Autor verhindert werde.

Am Ende der knapp 24 Stunden währenden Handlung hat sich für die Protagonistin Dr. Dorothee Dürr, Inhaberin eines Mode-Unternehmens für zahlungskräftige fülligere Frauen, wenig verändert.

⁵¹ <http://www.rainerwochele.de/pressestimmen/pressestimmen-sand-und-seide>.

Zwar hat sie nach langer Auseinandersetzung mit dem 37-jährigen Hartz-IV-Empfänger, der vor drei Jahren bei einer personellen Umgruppierung seinen Posten im mittleren Management fristlos verlor und in ein soziales Loch fiel, schließlich doch geschlafen und danach vor ihm die Beichte ihres 36-jährigen, mit Haken und Ösen versehenen Lebens abgelegt und fühlt sich therapiert und verliebt; aber nach der Nacht im Bayerischen Wald wird sie ihre geplante Flucht über Tschechien nach Moskau endgültig fortsetzen. Dort wird sie warten, wie sich die Dinge für sie entwickeln, in der Erwartung, dass die für sie tätigen einflussreichen Dienstleister aus Verwandtschaft und Jurisprudenz für sie alles zu regeln vermögen.

Für ihre Zufallsbekanntschaft, dessen einziges Identifikationszeichen bis zum Schluss sein Vorname Horst bleibt, endet das Geschehen plötzlich und unerwartet. Während nämlich Dr. Dorothee Dürr mit einem von ihm entwendeten alten Fiat Panda ihre Reise über die deutsch-tschechische Grenze erfolgreich getarnt fortsetzen kann, misslingt Horst die Fahrt im Porsche, den er aus dem Sand der Baustelle, in deren Nähe er sein Zelt aufgeschlagen hat, freigelegt und wieder in Fahrt gebracht hat. Er möchte ihn nach Brünn bringen, das Auto bei Bekannten von Frau Dürr in der Garage verstecken, mit dem Zug zurückfahren oder, wie Frau Dürr es möchte, ihr nach Moskau folgen. Horst scheint jedoch auf die Wiederannäherung an Frau und Kind zu setzen, die beide auf ihn warten und sich zutrauen, ein gemeinsames Leben unter bescheidenen Vorzeichen erneut, aber besser zu bewältigen. Denn Horst fühlt sich nach seiner Begegnung mit Dr. Dorothee Dürr wieder so mit sich und der Welt versöhnt, dass er wieder ganz auf sein altes Selbstvertrauen setzen kann.

Allerdings hat er die Verführungskraft des Porsche unterschätzt. Er verfällt der röhrenden Kraft des Motors und verliert die Herrschaft über das Auto. Seine Ex-Frau findet ihn, während sie zur Arbeit unterwegs ist, auf dem Rücken unter dem Auto liegend, mit dem er sich überschlagen hat. Er ist tot.

5.2.2 SEIDE – EIN METAPHORISCHER LEITFADEN

Es ist offensichtlich, dass die Redensart von „*Samt und Seide*“ für den Titel Pate stand. Ist der Titel geschrieben, bleibt „*Sand*“ deutlich von „*Samt*“ abgegrenzt. Beim Hören dürften Rückversicherungen unvermeidlich sein. Am Beginn der Handlung wird schon klar, was mit „*Sand*“ gemeint sein soll, nämlich Sand als Baustoff im Straßenbau, in dem die „*Seide*“ in Gestalt einer eleganten Porschefahrerin buchstäblich geerdet wird, als sie sich an einer Baustelle im Sand festfährt und das Hinterteil des Porsche Bodenberührung bekommt.

Wochele will zeigen, wie Horst es genießt, dass eine solche Frau in der Nähe, wo er sein Zelt aufgeschlagen hat, gestrandet ist. Deshalb zögert er seine Hilfe lange hinaus, indem er alles Mögliche unternimmt, um das Auto nicht aus dem Sand freizubekommen. Er genießt es deshalb besonders, weil er schnell erkennt, dass sie unerkannt bleiben möchte, indem sie die angezeigte Umleitung vermieden hat, und ihr Missgeschick sich ihrer Eile verdankt, mit der sie dann die Räder ihres Porsche umso tiefer in den Sand versenkt. So hat sie sich ihm ausgeliefert und kommt ihm gerade recht, damit er sich sein erniedrigtes Mütchen als Hartz-IV-Empfänger an ihr kühlen kann. Er ist so tief gefallen, wie es ihr nach dem Eindruck, den er von ihrem Auftreten hat, nicht widerfahren kann.

Er macht sich über ihre Aufmachung lustig, etwa über ihr Schuhwerk aus verschiedenen Paaren mit entsprechenden Marken oder ihre 20.000 € teure Hublot-Uhr aus der *Ladycollection*, die in der Situation, in die sie geraten ist, völlig aus dem Rahmen fallen, weil niemand aus ihrem Herrschaftsbereich zugegen ist, an den sie delegieren könnte, was zu ihrem Weiterkommen zu unternehmen ist. Telefonieren fällt wegen eines Funklochs als Möglichkeit zum Hilferuf aus. Er provoziert sie, so dass sie sich mehr und mehr zur Rechtfertigung ihres Daseins und ihres Lebens gezwungen sieht.

Zum Beispiel so:

„Doch, doch, eine kreative Person wie sie hat sich doch überall, wo sie sich befindet, auf ihre Kunst zu beziehen, und sie eben auf ihre Kleiderkunst, auf die Kunst, Frauen, auch vollschlanke, so mit Stoff, mit Farbe zu umhüllen, dass diese Frauen, ihre Kundinnen eben, wieder ein Stück weit dem Wunschbild, das sie von sich hatten, näherkamen, mit der Körperlichkeit, die ihnen eigen war, hüftstark oft, büstenstark oft, und ohne diese Körperlichkeit in Körperverdammungsorgien des Abnehmens verraten zu müssen, sie selbst war ja auch nicht gerade extremst schlank mit ihren knapp sitzenden D-Körbchen und dem Ansatz von ein paar winzigen, aber, wenn sie nicht aufpasste, eben nicht mehr nur winzigen Speckröllchen an Hüften und Bauch“ (S. 78).

Oder so:

„Studio Bercot, Paris, Kaderschmiede der Modeavantgarde. Und wenn ihnen, sagt sie, Madame etwas eingbläut habe, dann dies: Mode sei knallhartes Business. Nichts für schwache Gemüter. Und Madame habe ihnen außerdem eingehämmert, Mode sei ein Beitrag zur Schönheit in der Welt, sei menschliches Bedürfnis nach Ausdruck, Eleganz, nach exquisitem Anderssein. Und weißt du, sagt sie, all das kann nicht geschehen ohne das Hässliche, ohne das Schmutzige, ohne den Kontrast. Daher, so macht sie weiter, bieten die stinkenden, verdreckten Subjekte, die durch die dunklen Winkel unserer Städte schleichen, die Gewähr dafür, dass wir, die anderen, schön sein wollen, elegant sein wollen“ (S. 138).

Oder so, wenn sie ein Loblied auf die immer tätigen Leistungsträger anstimmt, wie sie die Modebranche kennt. Sie sorgen dafür, dass es Arbeitsplätze gibt und die Wirtschaft wächst:

„Aber bitte, in der Modebranche liebte man die komischen Käuze, die Exzentriker, die Hyperindividualisten, auch die ganz Großen der Mode, der Joop zum Beispiel, der Yves Saint Laurent, der Lagerfeld, der Hilfiger, Klein, Armani, alles Superindividualisten, hoch kreative schräge Vögel. Bei Licht besehen. Und in der Firma, ihr Greiner, auch so ein individualistischer Kauz. Früher Flügelhorn konzertant gespielt. Alle Jugendmusikpreise abgeräumt. Dann Programmierer, nebenher Managementkurse. Dann bei ihr. Unverheiratet, lebt bei der Mutter, soviel man wusste. Hyperzuverlässig, ihr Greiner. Und arbeitsam wie ein Ochse. Telefonierte einem diese Hiobsbotschaft hinterher, Staatsanwaltschaft, Haftbefehl, Hausdurchsuchung. Sodass man wusste, man musste weg, musste sich vorerst aus dem Staub machen und sich von Moskau aus mit Falko⁵² und Vater beraten. Denn man hatte ja hinterzogen, man hatte ja hinterziehen müssen, nachdem dieses Bündel von als hoch rentierlich annoncierten Papieren von dieser amerikanischen Bank geplatzt war, die Bank selbst geplatzt war. Da musste man doch hinterziehen, um durchzukommen, nach diesen für die Firma existenzgefährdenden Verlusten. Gott ja, aber ja. Was war Legalität? Legalität ist für unsereinen von nebensächlichem Belang, hat Vater oft gesagt, ist was für die kleinen Leute. Legalität, Gesetzestreue, paaahhh, was war das? Die Firma war was, das, was man geschaffen hatte, war was, die Mode war was, der Ruf und das Renomme, das man sich in der Branche erschuf hatte, waren was und Kraftschluss und Beschleunigung jetzt, Tigerin ...“(40).

Zu den Ritualen ihrer Selbststimulierung gehört, bestimmte Wörter zu wiederholen: *„Beschleunigung, Beschleunigung. Und Kaschmir und Seide. Tigerin. Seide, Seide ... Diese Wörter haben sie immer geschützt“ (S. 60). „... ein Braun, das ihr gefiel, glänzend braune Seide, Kaschmir und Seide, dachte sie. Kaschmir und Seide, so, so jetzt hier, hier (...)" (S. 73). „Kaschmir hat oft solchen Farbton, Kaschmir und Seide, Seideseide“ (S. 92). „Herrliches Risiko. Das Risiko aller Möglichkeiten. Der Möglichkeiten, etwas zu werden. Mit ihrer Mode. In der Modewelt. Kaschmir und Seide, Kaschmir und Seide ...“ (S. 108).*

Als der Damm zwischen beiden gebrochen ist, übernimmt Horst ihren monologisierenden Sprachgebrauch, übersetzt ihn aber in Zärtlichkeit, als sie schlafen möchte: *„Sie weinte nicht mehr. Er*

52 Ihr Anwalt, mit dem sie auch ein Liebesverhältnis hat.

breitete ihre Kaschmirdecke über sie, flüsterte ihr hin, dass die Liebe leben solle in Seide gekleidet, auf Kaschmirdecken ruhend, umgeben von den Wundern des Luxus“ (S. 208).

Da greift Horst etwas auf, was in die Phase ihrer Annäherung zurückreicht. Es geht Dorothee Dürr nach um eine Passage aus Balzacs Roman „Die Frau von dreißig (Jahren)“: *„Weil diese Stelle, sagt man ihm, oder sagt man ihm nicht, hat einem Madame Bercot damals in Paris mehrfach benannt als eine der inneren Wahrheiten von Erotik, von Schönheit, von Kleidung, von Mode mithin. Und man hat sie sich ins Kollegheft geschrieben. Damals. Kann sie noch auswendig. Heute (...): ‚Ich liebe es, in meiner Begierde prunkvolle Kleider zu zerknittern. Eine Frau, und sei sie anziehend wie die schöne Helena, hat nicht die geringste Macht über meine Sinne, wenn sie arm und schlecht gekleidet ist‘. Und dann folge eben, man zitiere weiter: ‚Es lebe die Liebe, in Seide gehüllt, auf Kaschmirdecken ruhend, umgeben von den Wundern des Luxus“ (S. 163).⁵³*

Im Augenblick seiner postcoitalen Zuwendung, von *Hassscham* und (Selbst-)Mordfantasien auf seiner sozialen *Eisscholle* befreit – er hat immer eine Pistole griffbereit –, verwandeln sich die Zitatstellen aus Balzac in kaum mehr ironisch zu nennende Worte eines Schlafliedes, mit dem das *Prinzchen* in Schlaf gesungen wird. Horst hat inzwischen auch seinen Männergeruch, mit dem sie sich ihn als *Outdoortyp* zur kontrastierenden Untermalung ihrer Modelfotos vorstellt, mit ihrem 120-Euro-Armani-Parfum übertüncht und sich der Nachtfrische halber in ihre weite Jacke gehüllt.

Für den Leser wäre nach der Vorstellung der beiden Charaktere kaum nachvollziehbar, *„Seide und Kaschmir“* so zärtlich ausgesprochen über Frau Dr. Dorothee Dürrs Lippen kommen zu hören. Für sie sind es eher Kampfbegriffe einer Geschäftsführerin, die sich auf dem Modemarkt behaupten und ihr Selbstbewusstsein und ihre Leistungsfähigkeit unterstreichen muss.

Horst ist, wenn er seine *Hassscham* dämpft, lockerer als sie. Er hat nicht viel zu verlieren. Aber er möchte sein Selbstwertgefühl stabilisieren. Dazu kommt ihm diese Situation an der Baustelle einer Kreisstraße im Bayerischen Wald mit hilfsbedürftiger *Powerfrau* gerade sehr gelegen. Denn er ist kein berufsmäßiger Hartz-IV-Empfänger und nicht ganz das Gegenteil von Frau Dürrs Akademikerinnenstatus, sondern er ist auch mit dem Abitur als Voraussetzung gut qualifiziert und hatte vor drei Jahren noch ein sehr gutes Auskommen. Insofern hat er an der Gesellschaft, die er jetzt gerade in der Gestalt der eleganten Porschefahrerin Dr. Dorothee Dürr vor sich zu haben meint, auch teil, selbst wenn er sie in der Annäherungsphase scharf kritisiert und verhöhnt. Dass er sich zuletzt, nachdem er schon Parfum und Jacke von Dorothee Dürr auf seiner Haut getragen hat, in ihrem Porsche das Genick brechen muss, dürfte sich für den Autor aus seiner selbstläufig gewordenen Handlungskonstruktion ergeben haben. Denn an den alten moralischen Appell, dass der Schuster doch bitte bei seinem Leisten zu bleiben habe, hat Wochele sicher nicht gedacht. Es ist nichts, was sich zwingend aus dem Handlungsverlauf ergäbe, sondern behält etwas Überraschendes, Zufälliges. Am ehesten bricht der Tod aus der Steigerung des euphorischen und zukunftsfreudigen Gefühls ins Geschehen und in Horsts Leben ein. Für Horst kommt er so plötzlich, wie er mit der fristlosen Kündigung mitten in seiner erfolgreichen beruflichen Arbeit konfrontiert wurde.

Wenn es Rainer Wochele auf eine Kritik der Gesellschaft abgesehen haben sollte, dann treffen die von ihm zusammengetragenen Kriterien zum Unterstreichen sozialer Ungerechtigkeiten nicht ins Herz des nicht mehr steuerbaren Systems spätkapitalistischer Herrschaft. Wenn er mit Recht die versprochene Chancengleichheit in Frage gestellt sieht und alte Besitzstandswahrungs- und Besitzstandsmehrungsprivilegien einschließlich Klügelwirtschaft, wie sie auch den Familienhintergrund von Frau Dr. Dorothee Dürr kennzeichnen, den Ton angeben sieht, dann bringt seine inszenierte

⁵³ Es sei die Vermutung geäußert, dass Wochele das Zitat, leicht verändert, aus Heinz D. Herbig, *Die Exzessiven: Rausch, Sucht, Erkenntnis*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1997, S. 16 übernommen hat. Herbig gibt die Quelle nicht an. Das Zitat stammt jedoch nicht aus „Die Frau von dreißig Jahren“, sondern aus „Das Chagrinleder“, Kapitel „Die Frau ohne Herz“. – Siehe ausgewählte Passage aus „Das Chagrinleder“ im Anhang.

Geschichte nicht mehr als eine unterhaltsame, als zeitdiagnostische Momentaufnahme gestaltete Episode zu den zeitlosen Themen Erfolg und Misserfolg, Glück und Unglück, Liebe, Zufall und Tod, eben einen Roman wie „Sand und Seide“ hervor.

„Seide“ oder „Kaschmir“ werden im Roman als Attribute der Modebranche aufgezählt, die es auf die Einkleidung derer abgesehen hat, die sich für die Elite halten und das, was als kostbar gilt, zu ihrem Outfit brauchen. Insofern bleibt Seide oder gar „*Seideseide*“ dem verbunden, was sie zu einem der begehrtesten Handelsgüter zwischen Orient und Okzident machte und der „*Seidenstraße*“ aber erst im 19. Jahrhundert ihren weltweit bekannten Namen gab. Im Roman funktioniert sie ausschließlich über ihr fantasiertes Bedeutungsumfeld, eine Aura, wie sie ansatzweise auch Kaschmir als kostbares Wollgewebe hat.

Nach dem Überwinden der an Standesgrenzen orientierten Kleiderordnungen bietet die üppig wuchernde Modebranche zumindest dem Anschein nach elegante und gute Kleidung für jeden Geschmack und jedes Portemonnaie. Technische Webverfahren machen es möglich, Seide oder Kaschmir anteilmäßig und auf dem eingenähten Etikett in Prozenten vermerkt mit zu verarbeiten, Die feinen Unterschiede zu erkennen muss nichts mehr damit zu tun haben, es ganz unmetaphorisch auf reine Seide abgesehen zu haben. Seide bewahrt durch sich selbst ihren hohen Wert und ihr Prestige, weil der *Stoffwechsel zwischen Natur und Gesellschaft* im Seidenbau nur ansatzweise zugunsten der Gesellschaft verschoben werden konnte, wenn auch nach wie vor der gesellschaftlich verankerte Reichtum die beste Voraussetzung dafür schafft, sich Seide leisten zu können.

Als zeitgenössischer Romanstoff scheint mir Seide im kurzen historischen Roman „Seide“ von Alessandro Barrico die überzeugendste Gestaltung gefunden zu haben. Dort ist sie nie nur Metapher, obwohl sie es im Kern immer auch bleibt. Sie zeigt, privilegiert durch sich selbst, dass sie im Gesellschaftlichen nicht aufgeht, sondern jenseits aller Schranken eine Sehnsucht im Individuum anspricht, die im Gesellschaftlichen genauso wenig aufgeht, weil sie dort nicht ruhig gestellt werden kann. Baldabiau jedoch scheint sich in seiner Spielernatur an ihr, wenn auch nicht satt gesehen, so doch satt produziert zu haben. Als er seine Seidenspinnereien verschenkt hat und mit einem einzigen Koffer als Gepäck die Stadt verlässt, erzählt er zum Abschied Hervé Joncour und seiner Frau Hélène eine Anekdote, in der das, was für ihn Seide bedeutete, fort dauert:

„*Ich kannte einmal einen Mann, der eine Eisenbahnlinie ganz für sich allein bauen ließ. ‘ Sagte er, Und das Beste daran ist, dass er sie schnurgerade anlegen ließ, Hunderte von Kilometern ohne Kurve. Es gab auch ein Warum, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. An das Warum erinnert man sich nie. Wie auch immer – lebt wohl. ‘ “ (S. 120).*

ANHANG: HONORÉ DE BALZAC, AUSZUG AUS „DAS CHAGRINLEDER“ (1831): „DIE FRAU OHNE HERZ“

Die Hauptgestalt des Romans ist ein verarmter Adeliger, Raphaël de Valentin. Im Spiel möchte er gewinnen, was sein Vater verlor und ihm die Zukunft verbaut: ein anerkannter Schriftsteller zu werden. Er lebt bei zwei Frauen in Pension, einer Mutter und ihrer Tochter Pauline. Bei einem opulenten Gastmahl, das seine Freunde für ihn ausrichten, spricht er über seine Lage und seine ungute Befindlichkeit. Die in der Revolution bekämpften Adels- und Standesprivilegien leben nicht nur als Sehnsuchtsziele fort:

„Hier endet mein schönes Leben, dieses mit jedem Tag erneuerte Opfer, diese der Welt unbekanntes Seidenwurmarbeit, deren einziger Lohn vielleicht in der Arbeit selbst liegt. Vom Alter der Vernunft an bis zu dem Tag, da ich meine Theorie beendete, habe ich unablässig beobachtet, gelernt, geschrieben, gelesen; mein Leben war wie ein langes Strafpensum. Obwohl ich verweichlicht war und zu orientalischer Faulheit neigte, obwohl ich in meine Träume verliebt und sinnlicher Natur war, habe ich doch immer gearbeitet und mir die Freuden des Pariser Lebens versagt. Ich schätzte Tafelgenüsse und lebte aufs kärglichste; ich liebte das Wandern und das Reisen zur See, sehnte mich, fremde Länder kennenzulernen, ja, ich hätte noch Vergnügen daran gefunden, gleich einem Kinde, Kieselsteine auf dem Wasser hüpfen zu lassen, und bin doch beständig mit der Feder in der Hand auf einem Fleck sitzengeblieben. Trotz meiner Redseligkeit lauschte ich stillschweigend den Vorlesungen der Professoren in der Bibliothek und im Museum; ich schlief auf meinem einsamen Lager wie ein Benediktinermönch, und doch war eine Frau mein einziger Wunsch, ein ständig gehegtes und nie erfülltes Verlangen. Kurz, mein Leben war ein grausamer Widerspruch, eine fortwährende Lüge. Aber so ist der Mensch! Manchmal brachen meine natürlichen Triebe hervor wie eine Feuersbrunst, die lange im verborgenen geschwelt hat. Wie in hitzigen Fieberträumen sah ich mich, der ich doch all die glühend ersehnten Frauen entbehrte und in äußerster Armut in einer elenden Künstlermansarde hauste, von hinreißenden Frauen umgeben. Ich lehnte in den weichen Polstern einer glänzenden Equipage und fuhr durch die Straßen von Paris. Von Lastern ausgehöhlt, stürzte ich mich in Ausschweifungen, wollte alles, besaß alles, war nüchtern trunken wie der heilige Antonius in seiner Versuchung. Glücklicherweise löschte der Schlaf schließlich diese verzehrenden Visionen; am anderen Tag rief mich lächelnd die Wissenschaft wieder und ich war ihr treu. Ich denke mir, daß auch die sogenannten tugendhaften Frauen oft von solchen Stürmen der Raserei, der Begierde und der Leidenschaft heimgesucht werden, die sich gegen unseren Willen in uns erheben. Solche Phantasien sind nicht ohne Reiz; gleichen sie nicht jenen Winterabendplaudereien, wo man von seinem Kaminfeuer aus bis nach China reist? Aber was wird während dieser köstlichen Fahrten, wo der Gedanke alle Hindernisse überspringt, aus der Tugend? Während der zehn ersten Monate meiner Zurückgezogenheit führte ich das dürftige und einsame Leben, das ich dir geschildert habe; am frühen Morgen holte ich, ohne daß jemand mich sah, meine Vorräte für den Tag ein; ich räumte mein Zimmer auf, war Herr und Diener zugleich und spielte den Diogenes mit einem unglaublichen Stolz.

Aber nach dieser Zeit, während der die Wirtin und ihre Tochter meine Gewohnheiten und meine Sitten auskundschafteten, meine Person prüften und mein Elend verstanden, vielleicht weil sie selber sehr unglücklich waren, knüpften sich zwischen ihnen und mir unvermeidliche Beziehungen an. Pauline, das reizende Geschöpf, dessen zarte, kindliche Grazie mich eigentlich erst dorthin geführt hatte, erwies mir verschiedene Dienste, die ich unmöglich abweisen konnte. Alle traurigen Schicksale sind verwandt; sie sprechen dieselbe Sprache und haben die gleiche Großherzigkeit, die Großherzigkeit jener, die, da sie nichts besitzen, freigebig sind mit ihren Gefühlen und ihre Zeit und ihre Person dareinsetzen. Unmerklich nistete Pauline sich bei mir ein, wollte mich bedienen, und ihre Mutter widersetzte sich dem nicht. Ich sah, wie die Mutter selbst meine Wäsche flickte und errötete, als ich sie bei dieser barmherzigen Beschäftigung ertappte. Da ich, ohne es zu wollen, ihr

Schützling geworden war; sträubte ich mich gegen ihre Dienste nicht. Um diese eigentümliche Zuneigung zu verstehen, muß man die Leidenschaft der Arbeit kennen, die Tyrannei der Ideen und jenen natürlichen Widerwillen, den ein Mensch, der in einer geistigen Welt lebt, gegen die Kleinigkeiten des materiellen Lebens empfindet. Konnte ich der zarten Aufmerksamkeit widerstehen, mit der Pauline mir mit leisen Schritten meine bescheidene Mahlzeit brachte, wenn sie bemerkte, daß ich seit sieben oder acht Stunden nichts zu mir genommen hatte? Mit weiblicher Anmut und kindlicher Unbefangenheit lächelte sie mir zu und bekundete durch ein Zeichen, daß ich sie nicht beachten solle. Sie war Ariel, der wie eine Sylphe unter mein Dach schlüpfte und für mein leibliches Wohl sorgte. Eines Abends erzählte mir Pauline mit rührender Naivität ihre Geschichte. Ihr Vater war Schwadronschef bei den berittenen Grenadieren der kaiserlichen Garde gewesen. Beim Übergang über die Beresina war er von den Kosaken gefangengenommen worden; später, als Napoleon ihn austauschen wollte, ließen ihn die russischen Behörden vergeblich in Sibirien suchen; nach den Aussagen anderer Gefangener war er entflohen und plante, sich nach Indien durchzuschlagen. Seither hatte meine Wirtin, Madame Gaudin, keinerlei Nachricht von ihrem Manne erlangen können. Die Unglücksjahre von 1814 und 1815 waren hereingebrochen; allein, ohne Hilfe und Hilfsquellen, hatte sie es unternommen, ein Hotel zu unterhalten, um ihre Tochter zu ernähren. Sie hoffte immer noch, ihren Gatten wiederzusehen. Ihr größter Kummer war, daß sie Pauline keine Erziehung angedeihen lassen konnte, ihrer Pauline, dem Patenkind der Fürstin Borghese, das die von ihrer kaiserlichen Beschützerin verheißene glänzende Zukunft nicht Lügen strafen sollte. Als Madame Gaudin mir diesen bitteren Schmerz, der an ihrem Herzen nagte, anvertraute und mit ergreifendem Ton zu mir sagte: ›Gern würde ich den Fetzen Papier, der Gaudin zum Baron des Kaiserreichs macht, und die Ansprüche auf die Schenkung von Wistchnau dafür hingeben, Pauline in Saint-Denis erzogen zu wissen!‹, da erbehte ich plötzlich, und um die Gefälligkeiten, mit denen beide Frauen mich überhäuften, zu vergelten, hatte ich den Einfall, mich zu erbieten, Paulines Erziehung zu vervollständigen. Die beiden Frauen nahmen meinen Vorschlag ebenso treuherzig auf, wie ich ihn gemacht hatte. So kamen denn für mich Stunden der Erholung. Die Kleine hatte die glücklichsten Anlagen; sie lernte so leicht, daß sie mich bald auf dem Klavier übertraf. Sie gewöhnte sich daran, an meiner Seite laut zu denken und entfaltete den ganzen Liebreiz eines Herzens, das sich wie der Kelch einer Blume unter den Strahlen der Sonne dem Leben öffnet; sie heftete ihre schwarzen Samtaugen, die ständig zu lächeln schienen, auf mich und lauschte mir andächtig und freudig, ihre Lektionen repetierte sie mit sanfter Schmeichelstimme und freute sich kindlich, wenn ich mit ihr zufrieden war. Die Mutter, die mit wachsender Unruhe jede Gefahr von dem Mädchen fernhalten wollte, das beim Heranreifen alles erfüllte, was ihre kindliche Anmut verheißten hatte, sah es mit Vergnügen, daß sie sich den ganzen Tag einsperrte, um zu lernen. Da sie selbst kein Klavier besaß, benutzte Pauline meine Abwesenheit, um zu üben. Wenn ich heimkam, fand ich sie in meiner Kammer; sie war immer in sehr bescheidener Kleidung, aber die Bewegung enthüllte ihren geschmeidigen Wuchs und den ganzen Reiz ihrer Person unter dem groben Stoff. Wie die Heldin des Märchens von der Eselshaut hatte sie den zierlichsten Fuß in plumpen Schuhen stecken. Aber all diese Schätze, dieser Jungmädchenreiz, diese strahlende Schönheit waren für mich gleichsam verloren. Ich hatte es mir auferlegt, in Pauline nur eine Schwester zu erblicken, ich hätte es schändlich gefunden, das Vertrauen der Mutter zu hintergehen. Ich bewunderte das reizende Mädchen wie ein Gemälde, wie das Bildnis einer verstorbenen Geliebten; es war mein Geschöpf, meine Statue. Als ein neuer Pygmalion wollte ich aus einer lebendigen, blühenden Jungfrau, die fühlte und sprach, einen Marmor machen. Ich war sehr streng mit ihr; doch je mehr schulmeisterliche Gewalt ich sie fühlen ließ, desto sanfter und unterwürfiger wurde sie. Wenn ich auch in meiner Zurückhaltung und Enthaltensamkeit von edlen Gefühlen bestärkt wurde, so war ich doch nicht frei von berechnenden Erwägungen. Redlichkeit in Geldangelegenheiten ohne Redlichkeit der Gesinnung begreife ich nicht. Eine Frau betrügen oder Bankrott machen, ist für mich immer das gleiche gewesen. Wenn man ein junges Mädchen liebt oder sich von ihm lieben läßt, geht man einen

Vertrag ein, dessen Bedingungen einsichtsvoll gehandhabt werden müssen. Es steht uns frei, eine Frau zu verlassen, die sich verkauft, aber nicht ein junges Mädchen, das sich hingibt, denn es kennt die Tragweite seines Opfers nicht. Ich hätte also Pauline heiraten müssen, und das wäre eine Torheit gewesen. Hieße es nicht, eine zarte, jungfräuliche Seele schrecklichem Ungemach preisgeben? Meine Armut redete ihre egoistische Sprache und legte immer ihre eiserne Hand zwischen mich und das gute Geschöpf. Außerdem, ich gestehe es zu meiner Schande, schließt Elend für mich Liebe aus. Vielleicht bin ich verdorben von der menschlichen Krankheit, die wir Zivilisation nennen; aber eine Frau, wäre sie auch so reizvoll wie die schöne Helena oder die Galatea Homers, hat keine Macht mehr über meine Sinne, wenn sie von Straßenschmutz besudelt ist. Ah! es lebe die Liebe, die Liebe in Seide und Kaschmir, umgeben von den Wundern des Luxus, die so herrlich zieren, wohl weil sie selbst vielleicht ein Luxus ist. Ich liebe es, wenn mein heißes Begehren elegante Toilette zerknittert, Blumen zerbricht, meine Hand zerstörerisch in den zierlichen Aufbau duftenden Haares fährt. Brennende Augen hinter einem Spitzenschleier, den die Blicke durchdringen wie die Flamme den Rauch der Kanone, haben etwas unsagbar Verlockendes für mich. Meine Liebe verlangt seidene Leitern, die im Schweigen einer Winternacht erklommen werden. Welche Lust, mit Schnee bedeckt in ein durchduftetes, mit bemalter Seide bespanntes Gemach zu treten und dort eine Frau zu finden, die gleichfalls Schnee abschüttelt, denn wie anders soll man jene wollüstigen Mußelinschleier nennen, durch die ihre Gestalt sich zart abzeichnet und aus denen sie hervortritt wie ein Engel aus einer Wolke? Ich brauche ein verstohlenes Glück, verwegene Sorglosigkeit. Dann will ich diese geheimnisvolle Frau strahlend inmitten der Gesellschaft wiedersehen, tugendhaft, mit Huldigungen überhäuft, in Spitzen gekleidet, von Diamanten funkelnd, wie sie der Stadt ihre Befehle erteilt, so hochgestellt und gebieterisch, daß niemand sein Begehren zu ihr zu erheben wagt. Inmitten ihres Hofstaats aber wirft sie mir einen verschwiegene Blick zu, einen Blick, der alle diese Kunstgriffe Lügen straft, der die Welt und die Menschen für mich opfert. Gewiß, ich habe mich hundertmal lächerlich gefunden, ein paar Ellen Seidenspitze zu lieben; Samt oder feinen Batist, die Kunststücke eines Friseurs, Kerzen, eine Kutsche, einen Titel, Wappenkronen, von Glasmalern gemalt oder von einem Goldschmied ziseliert; kurz, alles das, was künstlich und am Weib weniger weiblich ist; ich habe mich verspottet, mir vernünftig zugeredet, alles vergebens. Eine aristokratische Frau mit ihrem feinen Lächeln, ihren vornehmen Manieren und ihrer Selbstachtung bezaubert mich. Wenn sie zwischen sich und der Welt eine Schranke errichtet, schmeichelt sie all meinen Eitelkeiten, die die Hälfte der Liebe sind. Wenn mich alle beneiden, so hat mein Glück mehr Würze für mich. Wenn sie nichts tut, was die anderen Frauen tun, nicht geht wie sie, nicht lebt wie sie, sich in einen Mantel hüllt, den sie nicht haben können, Düfte atmet, die nur ihr eigen sind, scheint es mir, als ob meine Geliebte mir noch mehr angehöre. Je mehr sie sich von der Erde entfernt, selbst in dem, was die Liebe Irdisches hat, desto schöner wird sie in meinen Augen. Zum Glück für mich gibt es in Frankreich seit 20 Jahren keine Königin mehr, sonst hätte ich die Königin geliebt. Um das Auftreten einer Prinzessin zu haben, muß eine Frau reich sein. Was war, angesichts meiner romantischen Phantasien, Pauline? Konnte sie mir Nächte verkaufen, die das Leben kosten, eine Liebe, die Tod bringt und alle menschlichen Fähigkeiten abverlangt? Wir sterben wohl kaum für arme kleine Mädchen, die sich hingeben. Ich habe nie von diesen Dichterträumen und Gefühlen ablassen können. Ich war für die unmögliche Liebe geschaffen, und der Zufall wollte, daß ich über meine Wünsche hinaus bedient wurde. Wie oft habe ich nicht Paulines zierliche Füßchen in Atlasschuhe gesteckt, ihren Körper, schlank wie eine junge Pappel, in ein Tüllkleid gehüllt, ein duftiges Tuch über ihren Busen geworfen, sie über die Teppiche ihres Hotels schreiten lassen und zu einem eleganten Wagen geführt! So hätte ich sie angebetet. Ich verlieh ihr einen Stolz, den sie nicht besaß, ich beraubte sie aller ihrer Tugenden, ihres kindlichen Liebreizes, ihres anmutvollen Naturells, ihres unbefangenen Lächelns, um sie in den Styx unserer Laster zu tauchen und ihr Herz unverwundbar zu machen,

sie mit unseren Verbrechen herauszuschminken, eine extravagante Salonpuppe aus ihr zu machen, eine bleichsüchtige Frau, die morgens zu Bett geht, um abends beim Schein der Kerzen wieder aufzuleben. Pauline war ganz Gefühl, ganz Frische; ich wollte sie fühllos und kalt. In den letzten Tagen meines Wahns zeigte die Erinnerung mir Pauline so, wie sie uns die Szenen unserer Kindheit zurückruft. Mehr als einmal dachte ich bewegt an köstliche Augenblicke: sei es, daß ich das liebe Mädchen nahe bei meinem Tisch sitzen, mit einer Näharbeit beschäftigt sah, friedlich, still, nachdenklich, und sanft vom Tageslicht beschienen, das durch meine Dachluke hereindrang und über ihr schönes schwarzes Haar einen zarten Silberschein breitete; sei es, daß ich ihr junges Lachen oder ihre wohlklingende Stimme liebliche Weisen singen hörte, die sie mühelos selbst komponierte. Häufig geriet meine Pauline beim Musizieren in schwärmerisches Verzücken, ihr Gesicht glich dann auffallend dem edlen Kopf, in dem Carlo Dolci Italien darstellen wollte. Immer wieder führte mir mein grausames Gedächtnis in meinem zügellosen Dasein das Bild jenes jungen Mädchens vor Augen wie eine Verkörperung der Tugend, des Gewissens. Doch überlassen wir das arme Kind seinem Geschick. So unglücklich es auch sein mag, jedenfalls habe ich es vor einem entsetzlichen Ungemach bewahrt, indem ich es nicht mit in meine Hölle hineinriß.“

Zurück: → [Hier](#)